

Ausnahmezustand Jordanien

Inhaltsverzeichnis

<i>Beginnen wir mit einer Floskel</i>	2
<i>Mein erster Freund</i>	3
<i>Zimmer für drei</i>	4
<i>Luther in Amman – auf deutsch</i>	4
<i>Jordanier zelebrieren Fussball</i>	5
<i>Poolgespräch</i>	6
<i>Streets of Amman</i>	7
<i>Wie man ein Taxi zum Halten bringt</i>	8
<i>Erst mal einen Überblick verschaffen</i>	9
<i>Drei Oasen</i>	10
<i>Zwei Tempel</i>	11
<i>Wieso Geschichte wichtig ist</i>	13
<i>Kirchen, Schulen und Bibeln</i>	14
<i>Dust in the wind</i>	15
<i>Eine feste Marke: die orthodoxe Liturgie</i>	16
<i>Bunte Wandervögel in eintöniger Landschaft</i>	17
<i>Modische Instant-Betrachtungen am Frühstückstisch</i>	19
<i>Flüchtlingsströme</i>	19
<i>Verspielte Kunst</i>	20
<i>Arablikanisches Abendmahl mit muslimischem Nachschlag</i>	21
<i>Ein arabischer Anglikaner referiert über Juden und taufwillige Muslime</i>	21
<i>Wenn du die Einsamkeit suchst ...</i>	22
<i>Grosse Worte</i>	23
<i>Intermezzo für alle, die eine neue Sprache lernen dürfen</i>	24
<i>Gefährliche Deutsche</i>	24
<i>Willkommen in der grossen Menschenfamilie</i>	24
<i>Moral ist, was die meisten gut finden</i>	25
<i>Christliche Touristen-Highlights</i>	27
<i>Schnell mal nach Bangkok</i>	27
<i>Gottes Liebe im Netz</i>	28
<i>Freikirchliche Lösung für die Palästinenser-Problematik</i>	29
<i>Bruder im Pfingstler-Geist und Vanille mit Chocolate-Chips</i>	29
<i>Die Kirche des Nazareners</i>	31
<i>Orientalische Begrüssungen</i>	33
<i>Pragmatische Flüchtlingshilfe</i>	33
<i>Wie viele Frauen braucht ein Mann?</i>	35
<i>Hä?</i>	37
<i>Unterwegs zu ganz viel Musik – Hallelujah!</i>	37
<i>Willkommen in einem Bus voller Flüchtlinge</i>	39
<i>Islamische Apologetik, youtube und Patent Ochsner</i>	40
<i>Vertrieben, zwischengeparkt, vergessen</i>	41
<i>Ganz Jordanien eine Fan-Community</i>	43

Beginnen wir mit einer Floskel

Jordanien ist eine Reise wert.

Es ist ein Land zwischen den Fronten. All seine Nachbarländer sind in blutigen Konflikten gefangen: Syriens Präsident Baschar al-Assad wird seit vier Jahren grad von mehreren Bürgerarmeen in die Enge getrieben, das von der USA destabilisierte Irak wird von der *Daesh*¹ gezeißelt und Saudi-Arabien legt sich mit Yemen an (oder umgekehrt). Schliesslich scheint sich nach den Zusammenstößen auf dem Jerusalemer Tempelberg aktuell auch in Israel wieder eine Intifada zusammen zu brauen, eine weitere von unzähligen blutigen Episoden im Dauerstreit mit den Palästinensern.

Inmitten dieser Konfliktherde liegt eine Insel des Friedens. Jordanien lässt keinen Krieg in sein Gebiet hinein, aber eine stattliche Anzahl von Flüchtlingen. So viele, dass die Jordanier mittlerweile zur Minderheit im eigenen Land geworden sind.

Das Boot ist übervoll; in dieser Wüstengegend fehlt es an natürlichen Ressourcen, es gibt keine Erdölfelder und fast kein Wasser. Es gibt aber einen König, ein ganzes Königshaus mit Prinzen und Prinzessinnen, die sich selbstbewusst direkt vom Propheten Mohammed herleiten und sich geschlossen einer einzigen Mission verschworen haben: dem Land zu dienen. Und dies nicht, wie wir es bei Muammar Ghaddafi, Baschar al-Assad und Saddam Hussein gesehen haben, mit diktatorischer Unterdrückung der Opposition(en), sondern mit Förderung des Dialogs als Hauptinstrument für den Frieden.

Dies betrifft die Politik und die Religion: auch wenn König Abdullah II muslimisch ist und sein Volk zu 95 % der gleichen Religion angehört, so werden zum Beispiel die christlichen Kirchen nicht nur geduldet, sondern staatlich anerkannt. Christen dürfen Kirchen bauen und Gottesdienste feiern, sie dürfen Schulen betreiben und diakonische Einrichtungen betreiben. Die Bibelgesellschaft hat einen Sitz in Amman, wo sie christliche Bücher vertreibt. Ich hab sogar zwei Autos mit einem Fisch-Aufkleber entdeckt, dem Kürzestbekenntnis zu Jesus Christus als Sohn Gottes und Erlösers.

Christen scheinen sich also nicht verstecken zu müssen. Sie stehen unter dem Schutz des Königs, der damit betont, dass es ihm ernst ist mit seinem Lieblingswort „Co-Existence“. (Buchstäblich. Er spricht angeblich besser englisch als arabisch.) Ob und wie diese



¹ Wir sollten von den Kürzeln IS und ISIS wegkommen. Der Anspruch dieser Terrormiliz, ein islamischer Staat zu sein, muss abgelehnt werden. Besser scheint mir das in Jordanien geläufige Kürzel Daesh (ausgesprochen Da-esch) – er steht für "Al-Daula al-Islamija fil-Irak wal-Scham", was übersetzt bedeutet: "Der Islamische Staat im Irak und im ‚Scham‘." Scham bezeichnet Damaskus als pars pro toto für das alte assyrische Reich. Es umreisst also ungefähr Syrien, Libanon, Israel, die autonomen Palästinensergebiete sowie Jordanien.

Der Begriff Daesh weist also die großenwahnsinnige Vision der IS-Terroristen von einer Weltherrschaft in seine regionalen Schranken. Der Begriff ist im arabischen Raum zudem sehr negativ behaftet, da er dem Wort "Daeshi" ähnelt - scheinheilige Glaubenseiferer, die anderen ihre Meinung aufzwingen und durch Säen von Zwietracht der Gemeinschaft schaden. Viele Muslime nutzen *Daesh* gerade aus diesem Grund, um sich vom grausamen Terror im vermeintlichen Auftrag des Islam zu distanzieren.

Koexistenz in der Bevölkerung gelebt wird, zeigen die Begegnungen, die ich in meinem Reisebericht schildere.

Apropos: die ein-monatige Reise verdanke ich meinem Sabbatical. Mein Fokus lag weniger auf den touristischen Sehenswürdigkeiten als auf den Menschen, die in ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen leben als ich, und auf dem Reim, den sie sich aus ihrer Perspektive aus Gott und der Welt machen. Daraus ergab sich der Plauderton, der möglichst nicht wertet, sondern einfach mal Beobachtungen weitergibt. Hinter dem Ich-Erzähler steckt jemand, der möglichst vorbehaltlos und neugierig in Jordanien herumtappte und sich nicht scheute, auf allerlei Menschen zuzugehen, mit Händen und Füßen...

Aus diesen einleitenden Bemerkungen erklärt sich auch der Titel des Büchleins:

1. Jordanien ist aus Sicht der umliegenden Länder eine Ausnahme. Es lebt im Frieden. In diesem Zustand ist es die ganz grosse Ausnahme.
2. Ich nutzte meinen persönlichen Ausnahmezustand, nämlich mein Sabbatical, um in Jordanien so richtig einzutauchen. Ich hatte die Musse dazu, und Raum zum Staunen, Beobachten, Entdecken, Nachhaken und Verdauen. Ich nahm mir vor, möglichst vielen Menschen dieses Landes zu begegnen.

Mein erster Freund

Hier bin ich – in einem Bus voller Männer auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt Amman zum Hotel. Touristen wird geraten, ein Taxi zu nehmen. Aber ich bin ja kein Tourist, sage ich mir – und hoffe, dass ich mit diesem Bus einigermassen in die Nähe meines Hotels gelange. Es ist schon dunkel. Ich kann mich ganz auf die Gespräche meiner Mitfahrer konzentrieren. Auch wenn ich mich vorgängig fleissig um ein paar Arabischkenntnisse bemüht habe, verstehe ich so gut wie nichts. Ich nehme ein paar Wortfetzen auf; es fällt mir auf, wie häufig Gott resp. *Allah* „eingeworfen“ wird. Ausrufe wie *wAllah!*, *Al hamdilläh!*, *in schAllah!*, *mä schAllah!* und *Allahi!* gehören also tatsächlich zur Alltagssprache. Sie bedeuten (ungefähr) „Gott bewahre!“ „Gott sei Dank!“ „In Gottes Namen!“ „So Gott will!“ „Gott mit dir!“ – also alles Formulierungen, die wir auch in unserer Sprache kennen, die aber in unserer säkularisierten Gesellschaft etwas ausser Mode geraten sind. In diesem Bus scheint Gott noch in aller Munde zu sein ...

Mein Sitznachbar kennt mein Hotel nicht. Der halbe Bus wird nun in die Beratung einbezogen. Aber wir kommen auf keine zufrieden stellenden Ergebnisse. Schliesslich rät man mir, beim nächsten Halt mal auszusteigen. Das mach ich, schaffe es sogar, meinen Koffer aus dem Bauch des Busses herauszufischen, schaue mich um, entziffere zwei Strassenbeschriftungen und stelle fest: „Ich hab keine Ahnung, wo ich bin.“ Also auf zur ersten Direktbegegnung. Da steht ein junger Mann an sein Auto gelehnt; er scheint grad Zeit zu haben. Ich frage ihn, ob er weiss, wo mein Hotel liegt. Nein, weiss er nicht, aber er hat einen Freund, der sicher weiterhelfen kann. „Er kommt in fünf Minuten hier vorbei.“ Bis dahin radebrechen wir auf englisch-arabisch ein Gespräch, das darin gipfelt, dass er auf einmal seinen Ärmel bis zur Schulter hochkrepelt, um mir sein Tattoo zu zeigen. Ich erkenne das Motiv sofort, denn ich hab es ähnlich schon in vielen älteren Kirchen angetroffen: das Gesicht Jesu. Nicht als Araber, sondern so wie es in den römisch-katholischen Kirchen gerne dargestellt wird. Mein Gegenüber outet sich als Christ. Er gehöre der lateinischen Kirche an. (Später lerne ich dann, dass dies die arabisch übliche Bezeichnung der römisch-katholischen Kirche ist.) Mittlerweile ist sein

Freund aufgetaucht, der auch nicht weiss, wo mein Hotel liegt. Aber er hat ja ein Handy, das er jetzt heiss laufen lässt, bis ihm schliesslich ein weiterer Freund die nötigen Informationen geben kann. Kurz entschlossen packen sie mich samt Koffer auf die Hinterbank des Autos. Mein „Christen-Freund“ fährt, während der andere alles über mich herausfinden will. Er führt mich auch freundlicherweise in die Kultur des Landes ein, zum Beispiel dass sein Freund am Steuer ein Dankeschön verdient hätte. So 10 JD (jordanische Dollar – rund 15 Schweizer Franken) sollten es schon sein. Schliesslich ist er ja ein „Freund“, kein Taxi. (Das mich übrigens maximal 2 JD gekostet hätte.) Für dieses Mal lasse ich es gut sein. Ich bin ja froh, dass ich bald mein Zimmer erobern kann. Aber ich glaube, es kommt mich günstiger, in den nächsten Tagen nicht zu viele Freundschaften „anzunehmen“ ...

Zimmer für drei

Ich werde entschleunigt. Dabei hilft mir die Einsamkeit, die einem Hotelzimmer in einer anonymen Gross-Stadt eigen ist. Ich koste sie aus. Ich bin allein mit meinen Gedanken, die mir mein neuer Alltag beschert.

Wirklich einsam bin ich nicht. Das deutet der Gebetsteppich an, der in meinem Kleiderschrank zusammen gerollt ist und mich zum Beten einlädt.

Ein weiteres Gegenüber bietet sich nicht verschämt hinter einer Schranktüre, sondern an zentraler Lage und raumgreifend an: der XL-Flachbildschirm. Ich schnappe mir reflexartig die Fernbedienung und hüpfte durch die Senderauswahl. Bei Kanal 14 wird mir klar, wieso kein Koran in der Nachttisch-Schublade liegt. Auf dem Sender *Al Kuran al karim* wird er 24/7 rezitiert.

Ich stosse sogar auf einen deutsch-sprachigen Sender. Ich könnte also ZDF schauen ... ich werde das – noch - nicht tun. Nicht schon am ersten Tag. Dafür bin ich nicht so weit gereist.

Luther in Amman – auf deutsch

Heute ist der 3. September, mein erster ganzer Tag. Ich stürze mich ins Abenteuer. Aber schön langsam, denn es ist immer noch 30° im Schatten. Den Jordanier freut's und die verschleierte Jordanierinnen wohl umso mehr, denn der Temperatur-Sturz kündigt an, dass der Sommer zu Ende geht. Ich bin aber doch recht am Schwitzen. Nach einem stündigen Spaziergang entlang einer sechs- bis acht-spurigen – wer weiss das denn schon so genau – Strasse, biege ich in ein Seitensträsschen ab und betrete das *DEI* (deutsches evangelisches Institut). Ich hab mir also einen niederschweligen Einstieg vorgenommen und treffe mich mit einer Deutschen. Dr. Frauke Kenkel ist die Direktorin der archäologischen Delegation, die von der EKD beauftragt ist. Sie nimmt sich Zeit für mich und führt mich durch das Haus. Im Parterre und Untergeschoss geht's um Archäologie. Klein aber fein präsentieren sich ein paar Vitrinen mit Kleinkeramik und eine Bibliothek. Eher eine trockene Angelegenheit für Laien. Begeisterung kommt auf, als sie mir den Gemeinschaftsraum, Küche und vor allem den schönen Garten zeigt. Ein Garten ist in Jordanien ein Platz, wo ein paar schatten spendende Bäume und Sträucher wachsen, ein Ort, wo man es aushält – und Freunde trifft.

Die Direktorin führt mich in den ersten Stock, wo sich ein Vortragsraum befindet. Dieser wird auch von der deutsch-sprachigen lutherischen Kirche für verschiedene Gruppen genutzt. Es sind Frauen- und Müttertreffen, die Gemeinschaft ermöglichen. Männer können an den Gottesdiensten dazu stossen, tun sie aber – gemäss Frau Kenkel – nur in Ausnahmefällen. Für die vierzehntäglichen Gottesdienste kommt der Pfarrer vorbei, der Amman und Jerusalem betreut. An den Zwischensontagen trifft man sich ohne Pfarrer.

Dann gibt es halt keinen Gottesdienst, sondern ein Bibelgespräch. Und immer ein Kirchenkaffee, denn Gemeinschaft ist wichtig.

Es nimmt mich wunder, ob sich die lutherische Kirche in Jordanien von ihrer Mutterkirche in Deutschland unterscheidet. Dies ist nicht der Fall. Man hält sich an den Sonntagen an die agendarischen Texte². Es ist also fast wie in Deutschland, nur dass die Flüchtlingsthematik etwas näher, etwas präsenter ist. Sie unterstützen über ein Gemeindeglied ein Flüchtlingsprogramm im Nordosten der Stadt.

Der Gottesdienst findet auch in dem Versammlungsraum statt. Er bietet für rund 30 Personen Platz. Dann wird einfach ein Einbauschränk geöffnet, in dem – wie in einer Nische – ein Altar mit Christus-Bild steht. So wird Kirche ...

Für die archäologischen Veranstaltungen muss dieser Schränk verschlossen bleiben, „damit nicht der Verdacht aufkommen könnte, man wolle missionieren.“

Das alles hätte mir auch die Kirchgemeinde-Sekretärin erzählen können, aber die arbeitet während dem Sommer nicht. Auch der Pfarrer wird erst wieder am 20. September auftauchen, um mit einem Gottesdienst sozusagen das Gemeindeleben wieder zu starten. Dieser findet am Tag des Herrn statt, obwohl der Sonntag in einem muslimischen Land – und so auch in Jordanien - ein Arbeitstag ist. Deshalb werden Gottesdienste am Abend gefeiert. 19 Uhr. Da kann man nach der Arbeit also noch rechtzeitig dazu stossen.

Ich lasse mich zu einem archäologischen Vortrag einladen – davon berichte ich im Kapitel *Gefährliche Deutsche*.

Jordanier zelebrieren Fussball

Hier wird (eventuell) Geschichte geschrieben; und ich bin mittendrin. 4 Franken 50 hat's mich gekostet. So sitze ich nun zusammen mit rund 3'000 Menschen im internationalen Fussballstadion von Amman und bin Zeuge, wie Jordanien einen Schritt zur ersten WM-Teilnahme macht. Wir haben uns alle schön brav auf einer Seite versammelt. Entweder weil einem hier die Sonne nicht ins Gesicht scheint, oder weil man so die drei Plakate auf der Gegentribüne besser sieht. Die drei Gesichter sind mir schon am zweiten Tag wohl bekannt: der verstorbene, der aktuelle und der – voraussichtlich – kommende König lächeln uns zu. Abdullah II hat sich sogar ein Fussball-Shirt übergezogen. Er trägt die Nummer 99.

Es gibt hier keinen abgeschirmten Block für die Fangruppen. Wir alle sind Fans und singen uns schon eine halbe Stunde vor Spielbeginn warm. Die Vorsänger legen sich schwitzend ins Zeug, dirigieren die Menge, motivieren die Zurückhaltenden (ja, okay, ich gehöre zu dieser Minderheit) und geben den Trommlern ihre Einsätze. Das Einlaufen der Teams – es spielt übrigens Jordanien gegen Kirgistan – sieht wenig verheissungsvoll aus. Und in der Tat, ich nehme es vorweg, das Spiel endet so langweilig, wie es abzusehen war: 0:0. Am Publikum kann es nicht gelegen haben! Nach der etwas verhalten begleiteten Landeshymne gingen die Fangesänge los – und hörten erst nach dem Spiel wieder auf. Einzelne Rhythmen und Rufe kannte ich bereits aus dem St. Jakobs-Stadion Basel – zum Beispiel die Aufforderung: „Wenn du ein rechter Jordanien-Fan bist, steh jetzt auf!“ Ja, ja, hat der Sepp Blatter halt doch recht: Fussball verbindet die Welt.

² Die lutherische Kirche gibt für jeden Sonntag die Bibeltexte vor, die in den Gottesdiensten gelesen werden sollen. An diese Agenda hält sich also auch die jordanisch-israelisch-lutherische Kirchgemeinde in Amman.

Was ich in den europäischen Stadien aber noch nie gehört habe, ist das munter vorgetragene Bekenntnis, dass Gott gross ist, und der Zuruf: „Hopp, hopp, in Gottes Namen!“

In der 14. Spielminute spaziert ein junger Mann zur untersten Reihe, stellt sich seitlich zum Spielfeld hin und beginnt in aller Ruhe Richtung Mekka zu beten. Dies ist nicht das letzte Mittel eines verzweifelten Fussballfans, seine Mannschaft zu unterstützen, sondern das selbstverständliche Verhalten eines Muslims, der schlicht und einfach seine Gebetspflicht erfüllt. Auch wenn sich im Lauf des Spiels immer wieder mal ein Beter von der Masse löst, bleibt dies die klare Minderheit. Genau so selbstverständlich kann man im Fussballstadion auch nicht beten.

Der Anlass wurde übrigens von geschätzt 300 bewaffneten Sicherheitskräften überwacht. In meinen Augen war das an diesem Abend völlig übertrieben. Die Stimmung war fröhlich-ausgelassen. Alkoholisierte gab es sowieso nicht. Der Auszug aus dem Stadion war friedlich.

Poolgespräch

95 % der jordanischen Bevölkerung sind Muslime. Will ich Christen entdecken, muss ich also gezielt vorgehen. Am dritten Tag aber will ich erst mal mit offenen Augen in diese so fremde Welt eintauchen. Gutes Stichwort: ich beginne mit dem Swimming-Pool des Hotels. Hier erwarten mich ein herrlich erfrischendes Wasserbecken, ein prall besonnter Liegestuhl und moderne Jordanier, in Kategorien der Milieuforschung gesprochen: Arrivierte, die sich diesen Ort leisten können. Ibra z.B. ist civil engineer (Ich würde das als Bau-Ingenieur übersetzen). Er gönnt sich mit drei Freunden dieses Wochenendvergnügen. Sie sind – so schätze ich mal – zwischen 25 und 40 Jahre alt. Wir reden über Fussball, what else? Sie kennen die Bundesliga und natürlich auch die anderen grossen europäischen Ligen. FC Basel? Ja, kennen sie auch – aber ich bin mir nicht sicher, ob sie mich einfach nicht enttäuschen wollen... An die Spiele der jordanischen Liga gehen sie nicht; das sei viel zu gefährlich wegen der Fangruppen. Ach ja? Da hatte ich gestern ja richtig Glück! Nein, nein, Länderspiele seien nicht so aufgeladen. Und vor allem sass ja auch der Schutzpatron des jordanischen Fussballs im Stadium. Prinz Ali Bin al-Hussein (der Mann, der am 28. Mai 2015 gegen Blatter angetreten ist und verloren hat) hatte ich gar nicht wahrgenommen; hat er sich reingeschlichen? Immerhin können mir meine neuen – äh – Freunde jetzt den Fangesang erklären, der mir ein Rätsel war: „Esmā, esmā, ya-amir!“ (Höre, höre, Prinz!).

Damit ist gemeint: „Hör mal, wie wir auch mithelfen, dass deine Mannschaft gewinnt.“ Find ich irgendwie charmant, dass man einen Adligen so unkompliziert ansprechen kann ... Das ganze Schwimmbecken ist sich einig, dass sie Glück mit ihrem Königshaus haben. Vor allem wird die liberale Haltung gepriesen. Schon Hussein, der Vorgänger des aktuellen Königs, setzte sich dafür ein, dass auch Nicht-Muslime in Jordanien in Frieden leben und mitbestimmen können.

Daesh ist ihnen ein Ärgernis. „Das sind fanatische Muslime. Eigentlich sind das keine Muslime, denn nicht Menschen sollen richten, sondern Gott. Und er wird es tun. *In schallah!* Er wird nicht fragen, ob du in einer Religion warst, sondern ob du ihm nahe warst.“

Bis hierher war die Stimmung von ungezwungener Offenheit geprägt. Nun aber kam ein Satz, für den wir etwas näher zusammen rutschten: „Auch Juden sollen in unserem Land leben dürfen. Auch sie gehören zu unserer Geschichte.“ Wie wahr; trotzdem bin ich überrascht. Aber schon kommen wir zum nächsten Thema, das unsere Stimmen noch mehr dämpft: Frauen. Das wäre wohl kein Problem gewesen, würden sich nicht drei

Teenager in einer separierten Ecke auf den Liegestühlen räkeln – und zwar in knappen Bikinis, wie ich sie auch in Schweizer Bädern antreffe. Dürfen die das überhaupt? Ich werde aufgeklärt: „Muslimische Frauen müssen sich in Jordanien nicht verschleiern; das kann jede so machen, wie sie will.“

Mir fiel bereits bei meinen ersten Spaziergängen durch die Stadt auf, dass die Frauen alle Grade von Bedeckung präsentieren. Das Kopftuch ist vorherrschend, die Ganzkörperverschleierung ist selten und fällt dementsprechend genau so auf wie zum Beispiel in Genf. Man kann davon ausgehen, dass es keine Jordanierinnen, sondern Touristinnen aus den Golfstaaten sind. „Die Schleier sind ja keine religiöse Pflicht, sondern wurzeln in kulturellen Traditionen. Die Wahabiten zum Beispiel sind für möglichst komplette Verschleierung. Die Herrscher von Saudi-Arabien gehören zu diesem Volk. Jordanierinnen schmücken sich meistens mit einem modischen Kopftuch, der das Gesicht frei lässt.“

Aha. Das tönt ja schon sehr entspannt. Aber die Bikinis scheinen noch nicht wirklich eingebürgert zu sein. Die Männerblicke wandern immer wieder nach hinten. Die jungen Frauen bleiben unter sich, gehen nicht in den Pool, wenn ein Mann drin ist und machen einen Umweg, wenn sie zur Toilette gehen, damit sie den Pool zwischen sich und unseren Liegestühlen haben. Sie bewegen sich nur mit einem sorgfältig über der Brust zusammen geknüpften Badetuch.

Die Freiheiten der westlichen Zivilisation sind also noch etwas gewöhnungsbedürftig, aber die Mittel- und Oberschicht der jordanischen Gesellschaft ist auf dem Weg dorthin. Schritt für Schritt. Der Alltag wird immer mehr von Errungenschaften wie Handy, McDonald, IKEA, Burger King und Chilly Ways³ durchdrungen. Diese Welt wirkt – neudeutsch gesprochen – ziemlich ‚sexy‘ auf die Jordanier und Jordanierinnen.

So ist auch logisch, dass meine Frage, wo ich orientalische Musik live erleben könne, auf Unverständnis stösst. Wer hört sich schon sowas an? In Amman ist Popmusik angesagt, auch bei den einheimischen Künstlern. Okay, das werde ich später noch austesten... (siehe Kapitel *Unterwegs zu ganz viel Musik – Hallelujah!*)

Streets of Amman

In den ersten Tagen möchte ich vor allem zu Fuss die Stadt und ihre Quartiere erkunden. Ich spaziere also stundenlang durch die Gässchen, vor allem weil ich mich auch ab und zu verirre. Das ist aber nicht so schlimm, denn momentan gilt: Der Weg ist das Ziel. Auf den Gehsteigen liegt ab und zu ein Haufen feinsten Zementstaubs. Das fällt mir erst auf, als ich aus Versehen in einen hineintrete. Schade, hat niemand die Slapstick-Einlage gefilmt. Zumindest hab ich noch nichts Entsprechendes auf Facebook entdeckt.

Es ist sowieso eher unbefriedigend, sich auf dem Gehsteig fortzubewegen. Die Schatten-spendenden Bäume zwingen mich, alle paar Meter einen Bückling zu machen. Die Äste werden für meine 1,86 m zu tief geschnitten – falls sie überhaupt geschnitten werden. Zudem ist der Bordstein zwischen 30 und 50 cm hoch, ein ständiges Auf und Ab bei all den Seitenstrassen, die zu überqueren sind. Ich gewöhne mir deshalb bereits am zweiten Tag die verbreitete Art der Verkehrsteilnahme an. Ich spaziere auf der Strasse und tue so, als ob ich den Verkehr nicht wahrnehme. Die Autofahrer sind geduldige Künstler des Spurwechsels. Gehupt wird sowieso, vorsorglich, ohne bösen Willen, einfach zur Information, dass man auch da ist.

Die Verkehrsgeräusche sind dein ständiger Begleiter in Amman; gegen sie kommt auch der Muezzin kaum an. Es gibt sie noch, diese öffentlichen Gebetsrufe. Fünfmal am Tag. Aber mich dünkt, sie sind – dem allgemeinen säkularisierenden Trend entsprechend – in

³ Ein jordanischer Rückkehrer eröffnete diese Restaurant-Kette 1986 nach dem Vorbild von MacDonalds.

einem langsamen Diminuendo begriffen. Auch die Wirkung ist gering. Kaum einer unterbricht seinen Alltag, um mitzubeten.

Wie man ein Taxi zum Halten bringt

So! Heute verzichte ich mal auf Englisch. Ich winke ein Taxi an den Strassenrand, steige ein und murmle eine arabische Begrüssung. Der Fahrer bleibt gelassen, erwidert die Begrüssung – wie ich es von meinem Lehrbuch vorausgesagt bekam. Sehr gut! Ich nenne mein Fahrziel, nicht die Strasse, denn das interessiert die Driver nicht. Ich habe in meinem Reiseführer einen Insider-Tipp entdeckt und deklariere nun siegessicher: „Ich möchte zum dritten Kreisel, den Kreisel von König Talal: *ila maidan Malek Talal!*“ – „Malek Talal?“ der Taxifahrer schaut enttäuscht drein. Er ist überzeugt, dass ich woanders hin will, und fängt an, mich zu beraten. Wie wäre es mit nuschel-grumschel ... „Hä? Nein, nein, Malek Talal!“ Ich sag es nochmal ganz deutlich und langsam. Nach kurzem Zögern nickt mir der Fahrer freundlich zu und fährt los. An der Kreuzung biegt er rechts ab. Ich hätte wetten können, dass mein Fahrziel eigentlich gerade aus vor uns liegt. Nun ja, vielleicht will er einen Stau umfahren. Ich konzentriere mich auf seine Lizenz und lese laut seinen Namen. Zeit für ein bisschen Small Talk. *Räid* ist verheiratet und hat zwei Kinder. „Ich habe auch zwei Kinder, die sind 19 und 21 Jahre alt.“ (An diesem Satz hatte ich lange geübt. Zahlen sind in Fremdsprachen ja eine spezielle Herausforderung, weil sie meist nicht ausgeschrieben werden.) *Räid* staunt, dass ich schon so alte Kinder habe. Wie alt ich denn sei. Was?! Er hätte mich nie und nimmer 50 geschätzt, eher so 38, aber ganz sicher nicht mehr! Ich überlege mir, ob ich ihm dafür ein „freundschaftliches“ Trinkgeld ausrichten möchte; da übernimmt er die Gesprächsleitung. Was ich denn so alles besuchen möchte. Die alte Nabatäerstadt Petra? Super, da kann er mich hinfahren. Und er liefert mir grad den Grund, wieso ich ihn für diesen Tagesausflug berücksichtigen sollte: er hat nämlich eine *mukayyif!* - Yes! Das Wort verstehe ich. Vor gut einem halben Jahr ist es mir in einem Lehrbuch begegnet. Ich hatte mich damals gefragt, ob ich es je brauchen würde. Um mein Gehirn nicht all zu sehr zu belasten, entschied ich mich, es zu vergessen. Was dazu führte, dass ich es nicht mehr aus dem Kopf brachte ... Ist natürlich schon cool, wenn man in einem Taxi mit einer *Klimaanlage* durch die jordanische Hitze fahren kann. Ich soll ihn einfach anrufen, any time. Er diktiert mir seine Handy-Nummer, auf Englisch, wohl zum Sichergehen. Ich bleibe hartnäckig und wiederhole die Zahlen auf arabisch, worauf er mir versichert, dass ich sehr gut seine Sprache spreche. Das freut mich natürlich. Vor meinem inneren Auge runde ich das Trinkgeld nochmal grosszügig auf ... Wenn ich ehrlich bin, muss ich mir eingestehen, dass ich wie ein Kleinkind in Zwei- bis Drei-Wort-Sätzen herumstammele. Und wie bei einem Ferngespräch über *whatsapp* verstehe ich nur verzögert – und noch verzögerter antworte ich.

Aber die eigentliche Herausforderung steht jetzt erst an. Der Driver ist der Meinung, dass wir angekommen sind. Diese Meinung teile ich nicht. Er rollt noch ein bisschen weiter. Es scheint für ihn auch noch nicht so richtig zu stimmen. Ich hab keine Ahnung, wo wir sind. Ich muss erst mal hier raus, um einen Strassennamen zu entziffern. Doch was heisst denn nun schon wieder „Stopp!“? Im Gegensatz zu *Klimaanlage* kommt mir dieses Wort nicht mehr in den Sinn, obwohl ich es mal ganz motiviert verinnerlicht hatte. Zum Nachschlagen im Wörterbuch habe ich keine Zeit. Ich versuche es spontan auf englisch, und es klappt. Alle Jordanier lernen diese Sprache in der Schule.

Als wir dann endlich am Strassenrand irgendwo in Ammann zu Stehen kommen, fällt mir endlich – und dieses Mal für den Rest meines Lebens – der arabische Begriff ein: *Qiff!*

Ich verdanke dem Fahrer also ein Wort – und einen stündigen Spaziergang durch Ammans Gässchen und Düfte (und da mein ich nicht nur die Gewürzstände. Ich befinde mich in der Altstadt, wo mir verschiedenste Noten vom allgegenwärtigen Abfall und Abgas in die Nase stechen).

Erst mal einen Überblick verschaffen

Gut durchgeschwitzt – hab ich schon erwähnt, dass Amman in eine Hügellandschaft hineingebaut ist? – erreiche ich den *third circle*, wo ich unbedingt ins Ministerium für Touristik und Altertümer will. Gemäss Auskunft meines schriftlichen Reiseführers ist das DIE Auskunftsstelle! Und tatsächlich, da sitzen zwei Männer neben einer Broschüren-Auslage; sie grüssen mich freundlich, scheinen gute Laune zu haben und sind dienstbeflissen. Sie holen erst mal drei Wasserfläschchen. Wir stossen an. Ich hätte gerne eine genaue Stadtkarte von Amman. „Öh, das haben wir nicht,“ informiert mich der eine. „Hm, morgen ist sicher eine da,“ vertröstet mich der andere. „*Qwayyis? Okay?*“ – „*Qwayyis*. Dann hätte ich gerne einen Veranstaltungskalender.“ Das können sie mir aber auch nicht bieten. Nun, die Beiden sind einfach zu sympathisch. Ich insistiere nicht, sondern spaziere zum National-Museum. Um 14:30 Uhr komme ich an, um festzustellen, dass das Museum bereits um 14 Uhr die Pforten schliesst. Zufällig entdecke ich ein Schild, das mich in ein modernes Gebäude lockt: „Schau dir Amman an!“ Ich habe ja jetzt Zeit, und betrete einen erfreulich gekühlten Raum mit einem 3D-Modell der Stadt. Es gibt auf rund 20 m² einen Überblick über die aktuelle Stadt mit ihren Quartieren. Im Süden und Westen wohnen wohl die reicheren Menschen – die Häuser stehen weniger eng zusammen. Ich versuche mir einzuprägen, wie ich die Hügel umgehen und meine Spaziergänge etwas weniger schweisstreibend gestalten kann, da werde ich – von einer Frau – angesprochen. Ich soll sie über das Modell ausfragen. Sie bewacht diese Ausstellung und langweilt sich, da sich fast nie jemand hierher verirrt.⁴

Sie hat also auch Zeit und erzählt mir, dass ihre Eltern palästinensische Flüchtlinge waren. Davon hat es ziemlich viele in Jordanien. Sie sind mittlerweile vor allem Jordanier und zwar - „Hört, hört!“ – offener als die alteingesessenen Jordanier. Frauen, die sich verhüllen und nicht mit Männern reden, sind nicht besonders religiös, sondern in alter Tradition stehen geblieben. (Das hab ich doch schon im Swimmingpool gehört.) Sie selber trägt eine weisse Hose und verschleiert ihre Haare mit einem modischen Tuch, wie es die meisten jungen Frauen tun, die ich auf der Strasse sehe. Sie ist selbstverständlich Muslimin, was ich einfach mitbekomme: sie bezieht sich in ihren Begründungen für eine offene Gesellschaft immer wieder auf den *messenger*. Dies ist ein geläufiger Beiname des Propheten Mohammed. Diese Logik werde ich übrigens noch öfters antreffen: die Religion hilft, eine offene Gesellschaft zu leben. Jordanier empfinden ihre gesellschaftliche Entwicklung nicht als Säkularisierung, sondern als zutiefst muslimische Entfaltung.

⁴ *Tatsächlich bleiben die Unruhen, die die Terrororganisation Daesh vor allem im Irak und in Syrien auslöst, nicht ohne Folgen für das Nachbarland Jordanien. Die Touristenzahlen aus den westlichen Ländern nehmen ab. Was für mich ein Vorteil ist – ich muss nirgends anstehen - ist für das Land fatal. Tourismus ist ein bedeutender Wirtschaftszweig. Davon zeugen die vielen monumentalen Hotelbauten in der Hauptstadt und die gediegenen Resorts entlang der Küste des Toten Meers.*

Die Modell-Wächterin bestätigt mir, dass Taxifahrer gerne mitreden bei der Bestimmung des Reiseziels. Das passiert also nicht nur den leicht manipulierbaren Touristen ...

Drei Oasen

Um zu meinem nächsten Ziel, dem *Wild Jordan Center* zu gelangen, bewege ich mich durch den östlichen, sprich: ärmeren, Teil der Hauptstadt. Es ist laut, miefig und dreckig. Zufällig entdecke ich einen Kirchturm. Da schau ich doch mal vorbei! Kurzenschlossen biege ich in eine Gasse ab, in der ich die Kirche vermute. Durch Müllhaufen und stickiger Luft hindurch passiere ich ein Tor und stosse auf einen aufgeräumten, hellen Schulplatz. Die Schule gehört zur Kirche. Wie ich später noch beobachten kann, ist es für die christlichen Kirchen in Jordanien ganz normal und üblich, eine Schule zu betreiben. Die Begründung: Wenn Kirchen nicht nach aussen missionieren dürfen, schaffen sie „innere Räume“, nicht nur Kirchenräume, sondern auch Kindergärten, Schulen und Versammlungsorte für Mütter mit ihren Kindern. Der Kirchturm zeigt an, wo diese Räume zu finden sind. Auf der Eingangspforte der Kirche, im Türsturz, überrascht mich das Bekenntnis zu Christus als *malek*; ein Wort, das in Jordanien omnipräsent ist. Es bedeutet König. Für diese Christen ist also Christus und nicht Abdullah II der König? Und das darf man einfach so veröffentlichen?

Ich verlasse diesen friedlichen Ort und kraxle wieder einen Hügel rauf, wo ich mein ursprüngliches Ziel erreiche. Das *Wild Jordan Center* erweist sich als eine weitere Oase: saubere und gekühlte Räume, liebevoll eingerichteter Shop mit Handwerk aus den vom Königshaus geförderten Projekten in ländlichen Gebieten. Gefördert wird der faire Handel, was vor allem bedeutet, dass hier Frauenarbeit Wertschätzung erhält. Zudem können hier Touren in die von Königin Noor initiierten Naturschutzlandschaften gebucht werden. Ich sichere mir einen Zwei-Tages-Trip nach Dana mit Übernachtung im Beduinenzelt und Wanderung im Reservat. Anschliessend setze ich mich in das gepflegte Restaurant und geniesse von der Terrasse aus die Sicht auf den Hügel mit den ältesten Zeugen der Stadt. Dort stand die erste Festung von Ammon-Rabbat, wie die Stadt zu alt-testamentlicher Zeit hiess – und tatsächlich auch in der Bibel vorkommt.⁵

Heute befinden sich auf diesem Hügel Überreste aus drei wichtigen Phasen der jordanischen Geschichte: Säulen aus römischer Zeit, eine byzantinische Kirche aus der christlichen Zeit und eine Moschee aus den Anfängen der muslimischen Zeit.

Was mich aber mehr erfüllt, ist die friedliche Atmosphäre auf der Restaurant-Terrasse mit den gemütlichen Sofasitzen und den feinen Gewürzkästen. Hier treffen sich vor allem Ausländer. Mich dünkt, das Bewusstsein für *organic food* und *sustainability* hat in der einheimischen Bevölkerung noch deutlich Luft nach oben.

⁵ Die Bibel gibt hier kein rühmliches Bild von König David wieder, der eine verheiratete Frau geschwängert hatte, und dann deren Ehemann Uria loswerden wollte, bevor der Ehebruch bekannt wurde. Dieser ist grad mit der Belagerung von Ammon-Rabbat beschäftigt. König David lässt ihn zu sich nach Jerusalem holen, in der Hoffnung, dass Uria auch seine Frau besuchen „und ihr beiliegen“ würde. Dann könnte das Kind ja auch von ihm stammen. Uria ist aber Soldat durch und durch und nimmt die Gelegenheit nicht wahr. „Wie kann ich zu meiner Frau liegen, wenn meine Soldaten im Kampf sind?“ Er will unbedingt wieder zur Truppe, was David dann auch zulässt. Er gibt Uria einen Brief für dessen Vorgesetzten mit. Dieser soll Uria bei einem Angriff ins offene Messer laufen lassen. Was dann auch geschieht - auf exakt dem Hügel, den ich nun in aller Ruhe mit einer Cola in der Hand und einem vegetarischen Teller auf dem Tischchen beobachte.

An Leib und Seele frisch gestärkt mache ich mich auf den Heimweg. Ich schlendere zu Fuss durch die Gassen und entdecke einen Shop mit dem selbstbewussten Namen *The Good Book Store*. Was für ein gutes Buch da wohl gemeint ist? Ich betrete den Shop und schaue mich um. Abgesehen von einer Ecke mit englischer Literatur werden arabischsprachige Bücher feilgeboten: Romane, Biographien, Touristisches, Kinderbücher. Auch wenn der junge Verkäufer mir versichert, dass sie keinen speziellen Schwerpunkt haben, sondern *kull-schäy*, alles anbieten, fällt mir beim Wandern durch die Bücherregale auf, dass das Sortiment immer wieder Christliches (Ratgeber, Lebensgeschichten, Breviere, Bibeln und sogar Kommentare) untermischt. Auch hier gibt es eine Gelegenheit zu verweilen. Die Kunden sind vor allem Studenten, die es sich im kleinen, aber feinen Hinterhof gemütlich machen und gemeinsam lernen.

Zwei Tempel

Heute habe ich zwei Tempel besucht. In Tempeln werden wir in eine andere Welt versetzt, um ungestört dem nachzuspüren, was uns heilig ist. Zum Beispiel Shoppen – ich passiere die für öffentliche Gebäude übliche Durchgangskontrolle, lasse meine Tasche durchleuchten und betrete die *Mecca Mall*, den grössten Einkaufstempel in Amman. Die *Mecca Mall* ist ein riesiges, fünfstöckiges Einkaufsparadies. Ich schätze, dass hier dreimal das Glattzentrum reinpasst und behaupte mal, dass es in der Schweiz nichts Vergleichbares gibt, was die Grösse angeht. Vergleichbar aber ist das Angebot. Die *Mecca Mall* ist bestückt mit Filialen der gängigen Fastfoodketten und Modehäusern. Im *Miles* – ein Supermarkt, der am ehesten Jelmoli oder Manor zu vergleichen ist – entdecke ich sogar eine separate Auslage mit Schweizer Schokolade – von der teureren Sorte. Im *Miles* ist Fotografieren verboten – erfahre ich im nachhinein. Was ich auch noch erfahre: *Malls* sind in Amman ziemlich angesagt. Sie befinden sich in den besser situierten Vierteln, während in den ärmeren Quartieren noch Märkte auf öffentlichen Plätzen und kleine, vollgestopfte Läden in den Gassen anzutreffen sind. Letztere sind für mich hochschwelliger. Der Ausländer fällt als Fremdkörper schneller auf, Preise müssen verhandelt werden, die Waren sind nicht so hygienisch abgepackt, man kennt sich, aber niemand kennt mich. Die Begegnungen an der Kasse jedoch sind spürbar herzlicher. Ich entscheide mich, dieser kleineren Welt für meine Shopping-Bedürfnisse den Vorzug zu geben.

Für den Abend habe ich mir einen zweiten Tempelbesuch vorgenommen. Um 18 Uhr stehe ich vor dem Gotteshaus der arabisch-sprachigen lutherischen Kirchgemeinde *Zum guten Hirten*. Ich möchte mal schauen, wie hier Gottesdienst gefeiert wird. Weil Sonntag in einem muslimischen Staat ein Arbeitstag ist, feiern fast alle christlichen Kirchen in Jordanien am Abend Gottesdienst. Ich bin eine Stunde zu früh. Aber da trottet schon der Sigrist herbei, öffnet mir selbstverständlich die Kirche und stellt zwei Ventilatoren an, die meinen Sitzplatz kühlen. Dann schlurft er wieder davon.

Ich blättere im Gesangbuch, entdecke Klassiker wie *Ein' feste Burg ist unser Gott* und *Wie gross bist Du* in arabischer Übersetzung, aber auch ein paar orientalische Melodien. In der Auslage schnappe ich mir ein modern gestaltetes Booklet, das die Jugend vor der Pornografie im Internet warnt.

Der Kirchenraum ist freundlich und hell, so ähnlich wie bei uns die methodistischen Kirchen. Die Seitenfenster zitieren Bibelsprüche mit entsprechenden Illustrationen. Vorne dominiert an der Wand der Spruch, der dieser Kirchgemeinde auch den Namen gibt: Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe.

Da ich den Bibelspruch kenne, weiss ich jetzt, was Schafe auf arabisch heisst. Sowieso: da der Gottesdienst sehr traditionell gefeiert wird, verstehe ich doch einiges – und reime den Rest dazu. Ich bin ein bisschen zuhause in der weltweiten reformierten Kirche ... Die Nummern der zu singenden Lieder sind vorne angeschlagen, aber die Texte werden auch mit dem Beamer projiziert – wie auch alle anderen Texte, die von der Gemeinde gemeinsam gesprochen werden. Die Begründung überrascht mich: „Wir machen das für die Alten. Sie können es so besser lesen.“

Von den rund fünfzig Besuchern und Besucherinnen sind fünf Teenies, die aber nach dem gemeinsamen Anfang mit den Kleinsten (es hat drei Familien) in die Hütte verschwinden. Nun sind wir unter uns Grauhaarigen. Der Pfarrer wirkt dynamisch, führt uns „speditiv“ ohne Regieanweisungen durch die Liturgie und hält eine zehn-minütige Predigt, eine Textauslegung wie sie mir auch von der Schweiz her bekannt ist. Fürs Abendmahl gehen wir nach vorne. Ich nehme ein Stück Brot vom Teller, tunke es in den süssen Wein, der Pfarrer spricht mir den Frieden Gottes zu. Auf Englisch.

Anschliessend schlendert praktisch die ganze Gemeinde zum Zentrum. Waren die Frauen und Männer in den Kirchenbänken noch gemischt, so teilen sie sich nun strikt auf die beiden Langtische auf. Dies sei keine Vorschrift, sondern eine pragmatische Angelegenheit: die Frauen möchten ihre Themen besprechen. Das würde die Männer langweilen. Und umgekehrt. Spitzfindig möchte ich hier etwas typisch Orientalisches ausmachen, dass die Geschlechter nämlich in eigenen Alltagsthemen leben, dass die Gesellschaft halt doch geschlechter-separiert funktioniert. Doch ist es bei uns nicht auch so, dass ein reiner Männer- resp. Frauen-Abend eine ganz andere Dynamik erhält?

Eine junge südkoreanische Familie sucht Heimat in dieser Kirche. Sie sind zwar Presbyter, aber sie wohnen grad hier in der Nähe. Sie werden ihr frisch geborenes Baby, das nach der Kirche von den Gemeindegliedern begrüsst und geherzt wird, hier taufen lassen. Ich treffe auch eine junge Belgierin an. Sie kommt sporadisch mit ihrem jordanischen Mann hierher. Dieser ist wiederum armenisch-orthodox, aber der Pfarrer hier gefällt ihm. Er sei authentisch, auch im Alltag. Mit einem Schmunzeln fügt er an: „Ich nehme ihm fast alles ab, was er auf der Kanzel sagt.“

Er steckt mir seine Visitenkarte zu. Sein Geschäft ist der Tourismus. Hier agiert er auf einem offenen Markt, das heisst er muss gegen andere Anbieter um seine Kunden buhlen, die ja vor allem Muslimen sind. „Ein Problem?“ - „Nein, kein Problem.“ Er schildert das Zusammenleben von Christen und Muslimen als friedlich und selbstverständlich. Man wohnt Tür an Tür in guter Nachbarschaft. So ist das auch in der Geschäftswelt. „Natürlich gibt es immer ein paar Idioten ...“ Aus dem Gespräch höre ich nur eine einzige Abgrenzung heraus: er liest keine arabischen Zeitungen, schaut kein arabisches Fernsehen, weil es immer um Krieg und Extremismus gehe. Das ist aber wohlgerne keine Kritik am Islam, sondern an der arabischen Welt, zu der er sich dazugehörig fühlt. Ein Araber ist nicht automatisch ein Muslim.

Der Pfarrer nimmt sich am Schluss auch noch Zeit für mich. Ihn interessiert, ob wir in der Schweiz syrische Flüchtlinge aufnehmen. Seine Kirche unterstützt Organisationen in Jordanien, die in Flüchtlingszentren aktiv sind. Er möchte gerne mehr junge Leute in seiner Kirche haben, aber dazu bräuchte es mehr Geld und Mitarbeiter.⁶

Er scheint ein umtriebiger Typ zu sein, konnte dank eines Stipendiums in Tansania studieren, reist nächste Woche nach Amerika an eine Theologen-Konferenz und verweist stolz auf den Raum, in dem wir sitzen. Das ist nicht nur die Kaffee-Ecke, sondern

⁶ Mit jungen Leuten meint er junge lutherische Leute. Der religiöse Markt ist in Jordanien ein geschlossener Markt. Kirchen sind zwar offiziell anerkannt, aber sie dürfen keine neuen Mitglieder werben.

das „ecumenical center“. Dieser Begriff ermöglicht es ihm, immer wieder weltlichen Veranstaltungen Gastrecht anzubieten. Das können geschäftliche Konferenzen sein. Der Gewinn für die Kirche? Es bringt Geld – und die Leute, die hier zusammenkommen, nehmen wieder mal wahr, dass es auch Christen in dieser Stadt hat. Und diese Christen öffnen ihre Tore für alle. Missionieren geht nicht, aber Präsenz markieren. Am nächsten Sonntag ist er ja in Amerika, dann werde der anglikanische Pfarrer hier stellvertretend predigen. Konfessionelle Hürden werden hier wohl einfacher übersprungen ...

Wieso Geschichte wichtig ist

Heute morgen lerne ich noch ein paar arabische Wörter und kämpfe mich im Schneckentempo durch die Titel der Zeitung *Al-Ghad*. Hauptthemen sind der König und seine Bemühungen, den Frieden zu fördern. Dazu reist er auf der ganzen Welt herum. Er wirbt um Unterstützung und spinnt Netzwerke. Gerne lässt er sich auf Sofagesprächen mit den Staatschefs der ganzen Welt ablichten.

Um 12 Uhr stehe ich am Strassenrand und versuche eines der gelben Taxis herauszuwinken. Die sind aber alle schon besetzt. Ich schreibe mir in meine Synapsen: „Mittagszeit ungünstig. *Rush hour!*“ und gehe ein paar Schritte bis zu einer belebten Kreuzung. Es scheint ein Treffpunkt zu sein. Er ist nicht angeschrieben, man erkennt ihn einfach daran, dass hier ein paar weiße Taxis herumstehen. Die scheinen im Gegensatz zu den gelben Taxis Haltestellen zu haben. Ein älterer Mann winkt mich herbei und zeigt auf sein Auto. Dort sitzen aber bereits drei Männer. Der Alte nickt mir aber aufmunternd zu; ich öffne die hintere Tür und quetsch mich rein. Da sein Auto nun voll ist, steigt der Fahrer auch ein und fährt los. Mein Fahrziel ist ja nicht so kompliziert. Das Nationalmuseum kennt er. Irgendwie schaut er aber nicht so glücklich drein. Diesen Blick kenne ich bereits und bin gespannt, wo ich abgestellt werde. Nun, ich bin nicht heikel, er verlangt auch nur einen Dinar. Da reicht es, wenn ich ungefähr beim Nationalmuseum ankomme. Tatsächlich hält er kurz vor dem Downtown-Gedränge an und lässt mich die restliche Viertelstunde in der brütenden Mittagssonne zu Fuss gehen. Na gut, ich weiss, wo ich bin und in welche Richtung ich gehen muss. Ich freue mich auf ein klimatisiertes Museum – und werde nicht enttäuscht.

Dank japanischer Unterstützung wird hier in einem Neubau die jordanische Geschichte von der Steinzeit an bis heute in verdaubarer Menge dargeboten. Die Prähistorie packt mich nicht; ich werde erst bei der Mesa-Stele so richtig wach. Dieser Stein mit Inschrift begegnete mir im Studium, weil er Bezug nimmt zu einem Konflikt zwischen Moab und Israel, der auch in der Bibel beschrieben ist. Nun hab ich diese Stele also leibhaftig vor mir! Mein Enthusiasmus wird aber gedämpft, als ich die Infotafel lese. Diese Stele hier ist nur eine 1:1-Kopie. Für das Original müsste ich eine weitere Reise unternehmen – und zwar nach Paris ... Da ist aber für ein Mal nicht Napoleons Sammellust schuld. Als die Stele noch in Jordanien war, kamen gierige Händler auf die geniale Idee, den Stein zu vervielfältigen, indem sie ihn erhitzten und dann mit kaltem Wasser überschütteten. Es war natürlich viel lukrativer, einzelne Splitter auf den Markt zu werfen. Französische Antikenforscher machten sich die Mühe, das Puzzle wieder zusammen zu setzen. Dafür behielten sie das Original dann auch im Louvre. Wie heisst es doch: Vorsicht ist die Mutter der Mesa-Stele.

Der eigentliche Stolz des jordanischen Tourismusbüros ist die Felsenstadt Petra. Hier im Nationalmuseum von Amman bekommt man eine gute Einführung in die Geschichte der Nabatäer, die Petra als ihre Hauptstadt ausbauten. Einfach gesagt handelt es sich hier um eine Zivilisation ungefähr zur Zeit des römischen Reiches, deren Erfolg darauf

basierte, dass sie wusste, wo es in dieser öden Gegend Wasser und gute Wege gab. Daraus entstand eine Handelsmacht. Bemerkenswert ist, dass es in dieser Gesellschaft keine Hinweise auf Sklaven gibt. Man vermutet, dass die Nabatäer tatsächlich darauf verzichteten, weil sie ihr Sonderwissen über die Quellorte nicht verraten haben wollten. Sklaven hätten „Werkspionage“ betreiben können ...

In einem eigenen Raum sind die Qumran-Rollen ausgestellt. Dies sind die ältesten Schriftzeugnisse auf Papyrus, in denen auch alttestamentliche Texte wiedergegeben sind. Sie wurden spätestens 150 v. Chr. geschrieben, in Tonkrügen aufbewahrt und in kühlen, trockenen Höhlen bei Qumran in der Nähe des Toten Meeres gelagert. Aus irgend einem Grund gingen sie dort vergessen und wurden erst vor rund 60 Jahren (1947) zufällig von einem Hirtenjungen entdeckt. Ein sensationeller Fund umschmückt mit einer netten Geschichte, an der kein Theologie-Student vorbeikommt ...

Das ist eigentlich schon genug Material, um den Titel dieses Kapitels zu beantworten. Doch die stärkste Antwort auf die Frage, warum Geschichte wichtig ist, kommt erst noch. Jetzt: Ich betrete einen Saal mit einer grossen Infotafel. Die englische Überschrift sticht sofort ins Auge: *Christian Arab*. Was auf den ersten Blick wie ein Oxymoron⁷ erscheint, wird ausführlich als das Normalste der Welt präsentiert. Jordanien – und andere Teile des Nahen Ostens – war ein paar hundert Jahre lang eine christliche Gegend. Deshalb findet man in Jordanien bis heute an den archäologischen Stätten unzählige Kirchenüberbleibsel. Dieses Land erlebte eine prosperierende Epoche, als Teil des christlichen byzantinischen Reichs. Das Land wurde nach der Schlacht am Jarmuk um 636 muslimisch. Aber eine christliche Minderheit blieb übrig. So sagen mir christliche Jordanier auf meine Frage, wie sie denn Christen wurden, wenn man nicht Christ werden darf, ihre Familie sei schon „immer“ christlich gewesen.

Die Geschichte lehrt uns – und darauf pocht auch das Königshaus, dass Christen nicht ein Fremdkörper oder lediglich Gäste in ihrem Land sind, sondern ein Teil der jordanischen Identität.

Kirchen, Schulen und Bibeln

Es ist 14 Uhr. Ich wage mich noch einmal ins ärmere und steilere Ostviertel, wo ich erstaunlich viele Kirchen entdecke. Es sind keine wuchtigen Bauten, die man von weitem erkennen könnte. Die Türme sind bescheiden. Sie fallen erst auf, wenn man quasi vor ihnen steht, dann aber durch ihre Sauberkeit und gepflegte Bausubstanz. Sie wirken wie Oasen in einem doch sehr herabgekommenen und dreckigen Stadtteil. Auch sie betreiben Schulen, was mir eindrücklich vor Augen geführt wird, obwohl ich keine der Schulen entdecke. Auf einmal strömen aus den verschiedensten Ecken Schüler und Schülerinnen mit sauberen Uniformen. Sie sind fröhlich; klar, die Schule ist aus.

Dass sie hier einem Touristen begegnen, ist wohl eher selten. Kinder wie Erwachsene begegnen mir zurückhaltend. Als ich einem verlassenem Gässchen entlang runtergehe, tauchen zwei kleine Mädchen auf, die weniger Hemmungen haben. Neugierig fragen sie mich: „*Schu ismak?*“ Wie ich heisse? Andreas heisse ich: „*Ismi Andaraus.*“ *Andaraus?* Was ist denn das für ein komischer Name? Egal, die Neugierde ist gestillt, die beiden hüpfen lachend weiter ihres Weges. Zugegeben: ich bin etwas irritiert. Hab ich doch extra in meiner arabischen Bibel nachgeschaut, wie der Jünger Andreas genannt wird. Aber eben: es ist halt ein christlicher Name. Bei meinen Kirchenbesuchen in Jordanien fanden die Leute meinen Namen völlig okay.

Apropos Bibel, ich hab noch Zeit, die *Bible Society* aufzusuchen. Das Büro ist – ähnlich wie die Kirchen – etwas versteckt in einer Seitengasse. Der gepflegte Vorhof lädt zum

⁷ ein Widerspruch in sich

Besuch ein. Im Entrée liegt ein Buch auf, das jeder, der will, gratis mitnehmen darf. Es entpuppt sich als ein Glaubenskurs, in dem vor allem das Besondere an Christus hervorgehoben und erklärt wird. Sollte ein Muslim dieses Buch in die Hände kriegen, wäre er ganz gut informiert. Nebenbei werden auch die gängigen „muslimischen Gegenargumente“ zerlegt. Im Sekretariat erklärt mir eine freundliche Frau, dass die Bible Society die zentrale Stelle für alle christlichen Kirchen in Jordanien ist, was Bibeln und christliche Literatur betrifft. Auch die *free churches*? Ja, die auch, klar. Ich hätte erwartet, dass sie bei diesem Begriff zumindest mit der Wimper zuckt, aber nichts dergleichen. Kann es sein, dass die freien Kirchen ebenfalls einen akzeptierten Status erreicht haben? Oder gilt der nur unter den Christen? In ein paar Tagen treffe ich mich mit einem Freikirchler; bin gespannt auf seine Erfahrungen. Doch erst mal *Happy Hour* an meinem Lieblingsort: die Terrasse des *Wild Jordan Café!*

Dust in the wind

Ich bin früh unterwegs, denn ich hab ein ehrgeiziges Ziel. Ich will Briefmarken für meine Briefe und Postkarten besorgen. Entgegen der Versprechung des Reiseführerbuches hatte der Postkartenverkäufer gestern keine Marken anzubieten. Ich suchte darauf die Post auf, aber klar, sie war geschlossen. Ich rüttelte um 14:30 vergeblich an der Tür. Gewisse Erfahrungen macht man zweimal ...

Heute gehe ich also um 10 Uhr los – ich habe vier Stunden Zeit für meine Mission. Das müsste reichen. Auf der Karte ist eine Post in der Nähe meines Hotels eingezeichnet. Auf dem Weg dorthin drückt mir jemand eine Atemschutzmaske in die Hand; aber nicht nur mir, sondern auch allen Autofahrern, die das Tempo drosseln, um sich dieses Angebot nicht entgehen zu lassen. Ich ziehe die Maske an und sehe aus, wie ich es bei chinesischen Touristen in Luzern schon gesehen – und darüber gelächelt - habe. Hier aber gibt es nichts zu lächeln; sogar die Taxifahrer tragen sie mehrheitlich, da sie der Kühlung halber mit heruntergekurbelten Fenstern fahren. Es geht nicht um Smog, sondern um Wüstensand, der vom heutigen Wind in die Stadt getragen wird und alles „einnebelt“. (In den Nachrichten werde ich am Abend dann hören, dass praktisch die ganze Levante in eine Sandwand getaucht ist.) Ich sehe noch knapp 200 m weit. Die Adress-Schilder kann ich aber noch gut erkennen, und so finde ich auch locker mein Postbüro. Es ist Teil eines grösseren Komplexes, zu dem das wuchtige Hotel Meridian und die noch wuchtigere Housing Bank gehören.

Die Post aber, bescheiden mir zwei Männer, ist geschlossen. „Aber warum?“ entfährt es mir auf englisch. Ganz einfach: „*The man is not good.*“ Damit ist der Postbeamte gemeint. Ja, und jetzt nachdem dies geklärt ist? Freundlicherweise beschreibt mir einer der Männer den Weg zu einem anderen Postbüro. Er ist wohl ein *good man*. Ich solle einfach gerade aus weiter gehen. Das mach ich dann auch eine Viertelstunde lang, entziffere jede Hausbeschriftung, komme aber an keiner Post vorbei. Ich nehme mir vor, stadteinwärts zu gehen. Auf meiner Karte habe ich da noch eine Alternative ausgemacht. Eine weitere Viertelstunde später komme ich vor der angegebenen Adresse zum Stehen und Staunen: keine Post weit und breit! Ich frag mal jemand, der soeben aus einem Bürogebäude kommt. Der ist sich nicht sicher und erweitert die Optionen: er quatscht einen Passanten an, der tatsächlich weiterhelfen kann: „*Go in the pharmacy, there. She will know.*“ In der Drogerie informiert mich die herbeigerufene Chefin in gediegenem Englisch, dass ich einfach geradeaus weitergehen kann. Das kommt mir bekannt vor. Damit wurde ich vor gar nicht so langer Zeit bereits in die „Wüste“ geschickt. Aber sie wirkt vertrauenswürdig. Also gut, ich tappe eine Viertelstunde lang in eine Richtung, wo gemäss meiner Karte keine Post anzutreffen sein wird. Auf einmal sehe ich auf der anderen Strassenseite einen gelangweilten älteren Mann im Türrahmen stehen. Das wäre jetzt

nichts Auffälliges; gelangweilte Männer stehen und sitzen überall herum, aber er steht im Eingang eines Frisiersalons. Ich ändere spontan meinen Plan. Wenn ich schon meine Briefe nicht los werde, so doch meine langen Haare und den Bart. Wir werden uns über den Preis einig und los geht's. Der sympathische Alte zelebriert seinen Job fast meditativ. Während das Radio in unaufgeregtem Singsang Koranstellen rezitiert, umkreist mich der Maestro mit konzentriertem Blick und scharfer Schere, jede Bewegung getragen von der Weisheit des Alters, das sich durch nichts aus der Ruhe bringen lässt, wohl wissend, dass tausend Jahre bei Gott wie ein Tag sind. Kurz: Ich war in guten Händen, schloss die Augen im Vertrauen darauf, dass er meine Halsschlagadern nicht aufschneiden wird.

Frisch parfümiert marschiere ich wieder los. Die König Abdullah I - Moschee ist in der Nähe, da geh ich mal vorbei. Mein *guest service manager* vom Hotel ist sowieso der Meinung, dass man die gesehen haben muss. Sie kann 7'000 Betende aufnehmen. Nun, es ist halb eins. In der Moschee wird grad gebetet. Touristen müssen bis halb zwei draussen warten. „Und wenn ich mitbeten will?“ Der Mann an der Kasse schaut mich konsterniert an. Aber dann antwortet er ruhig und bestimmt: „Nein, das geht auch nicht.“ Macht nichts, dafür gehe ich jetzt ins Post Office, das ich zufällig an einem Ort entdeckte, der mir weder von meinen „Helfern“ noch von meiner Stadtkarte verraten wurde. Es ist die Hauptpost – und sie ist geöffnet!

Eine feste Marke: die orthodoxe Liturgie

Auf meiner Karte vom *Royal Jordanian Geographical Center* sind circa 30 Kirchen und 50 Moscheen eingetragen. Heute entdecke ich neben der koptisch- und römisch-orthodoxen auch eine römisch-katholische Kirche. Sie wirkt mit den Ikonen wie eine orthodoxe Filiale. Alle Kirchen, denen ich begegne, haben einen Kirchturm; aber beim Blick über das Häusermeer der Stadt fallen nur die Türme der Moscheen auf. Die Kirchgebäude sind zwar als Kirchen erkennbar, aber sie sind nicht aufdringlich. Heute abend besuche ich einen Gottesdienst in der römisch-orthodoxen Kirche, die grad neben der riesigen König Abdullah I – Moschee steht. Zuerst gehe ich beim Büro des Priesters vorbei, der sich freut, dass ich am Gottesdienst teilnehmen möchte. Die Kirche ist eine Viertelstunde vor Beginn noch leer. Die Gläubigen treffen sich auf dem Vorplatz und schwatzen, bis die Glocken läuten (!) – zwar nur für eine Minute, aber immerhin. Jeder kann hören, dass hier eine Kirche dazu einlädt, zu Jesus zu beten. Eine Frau in den Sechzigern kommt auf mich zu. Ich erwarte, dass sie mich freundlich willkommen heisst, aber sie erklärt mir kurz und knapp: „You can't sit in the church this way!“ und zeigt auf meine übergeschlagenen Beine. „Äh, sorry.“ Ich setze mich nun aufrecht hin und frage mich bei jeder Bewegung in der folgenden Stunde, ob das wohl erlaubt ist. Ich komme mir vor wie ein Konfirmand, dem der Sigrist im Nacken sitzt. Der junge Vorbeter hatte mich vorgängig informiert, dass der Gottesdienst eine Stunde dauern wird. Dieses Versprechen konnte er ziemlich genau einlösen, weil in orthodoxen Kirchen ja „ewige Liturgien“ nach festen Ordnungen gebetet werden. Die Gläubigen schnappen sich beim Eingang ein Büchlein und lesen mit, was ein Vierer-Grüppchen im Wechsel rezitiert. Der arabische Singsang tönt wie in der Moschee nebenan - mit der Ausnahme, dass hier auch Frauenstimmen zu hören sind. Die Gemeinde übrigens besteht aus rund zwanzig Frauen jeden Alters zum Teil mit ihren Kindern und drei jungen Familienvätern. Die Rezitationen ziehen sich ohne Pause durch. Ab und zu taucht einer der beiden Priester vom heiligen Raum hinter den Ikonen auf, betet auch ein paar Worte und schwingt den Weihrauch auf uns und vor allem auf die zentrale Ikone (Jesus im Schoß seiner Mutter) zu. Ein Höhepunkt der Feier ist die Lesung aus der Bibel. Der Priester bringt die Heilige Schrift nach vorne, hält sie in die Höhe und legt sie dann auf

ein geschnitztes Leseputz, das einen Adler darstellt. Jetzt kommen rund ein Dutzend Frauen aus den Bänken heraus, um während der Lesung vor dem Buch hinzuknien. Der Gottesdienst endet, indem alle nach vorne gehen, und die zentrale Ikone küssen. Wer will, küsst auch das Kreuz in der Hand des Priesters. Ein paar wenige küssen sich durch die ganze Ikonenwand durch.

Obwohl die Liturgie den Hauch von Ewigkeit atmet und einen heiligen Moment inszeniert, ist ein gewisser ‚Spielraum‘ möglich. Eine Teenagerin beantwortet ungeniert eine SMS, eine Mutter geht nach vorne, um ein paar Fotos vom Priester und den Vorbetern zu machen, Kinder spazieren durch den Kirchenraum, einzelne Gottesdienst-Teilnehmende komme etwas später, andere gehen etwas früher oder kommen nach einer Pause wieder rein. Die Liturgie läuft – davon unbeeindruckt – stetig ab. Schlimmer, als vor leeren Kirchenbänken zu feiern, wäre, nicht zu feiern.

Wer in den Kirchenbänken sitzt, wird Zeuge des himmlischen Geschehens. Dafür stehen all die biblischen Ikonen, die Rezitation der heiligen Texte und Gebete, die aufwendigen Mess-Gewänder und der Weihrauch. Sie schneiden mich für einen Moment vom Alltag ab, entrücken mich in den Himmel. Mit dem Verlassen der Kirche werde ich auf die Erde zurückbeamt.

Nun, so sind orthodoxe Feiern weltweit. In Amman ist das nicht anders.

Bunte Wandervögel in eintöniger Landschaft

Ich sitze in einem Beduinenzelt im Naturreservat Dana südöstlich des Toten Meers. Es ist Abend; Zeit für ein paar Geschichten. Ein redseliger Mann mit weissem Bart und leuchtenden Augen erzählt uns seine Geschichte. Es ist sein Weg von der alten zur modernen Welt. Er ist hier traditionell aufgewachsen. Ländlich. Seine Heimat ist eine Gegend, wo die Leute wegziehen. Es gibt einige Geister-Dörfer. Landflucht ist ein grosses jordanisches Problem, rund 80 % der Bevölkerung wohnt im Nordwesten des Landes, wo die Städte Amman, Dscherasch und Irbid sind. Als in Dana ein Naturreservat errichtet wurde, gab es wieder ein paar Arbeitsplätze. Auch er fand eine spannende Arbeit, die ihm die Augen für die wunderbare Ordnung der Schöpfung öffnete. Mit Beispielen referiert er über das biodynamische Gleichgewicht. Dieses Prinzip, dass sich die Natur immer wieder selber ausbalanciert, fasziniert ihn. Er sei ein geselliger Typ, deshalb setzt man ihn als ‚Referenten‘ ein. Er besucht Schulen, um den Kindern seine Begeisterung für die Schöpfung und die daraus folgende Sorgfalt zu teilen. Da die Organisation vor allem von jüngeren Menschen betrieben wird, kam er zu einem positiven Bezug zu *technology*. Und so begegnet uns ein offener Geist, der ohne Probleme alte mit neuen Werten ersetzen kann, weil sie ihm –nach eigener Betrachtung – einfach einleuchten. Er hatte zum Beispiel zehn Kinder. Das ist gut so. Seinen Kindern aber rät er zu zwei Kindern. Seine Begründung: Es hat nicht mehr so viel Arbeit – dank der *technology*!

Er gibt uns auch einen Erziehungstipp mit: Es ist zu anstrengend, wenn man immer die Probleme für die Kinder löst. Man soll sie zu selbst-verantwortlichen Menschen heranziehen. „Lass sie ihre Probleme selber lösen. Trau es ihnen zu.“ Es ist nicht nur bequemer für die Eltern, entwicklungsfördernder für die Kinder, sondern auch natürlicher. Die Natur muss auch lernen, ihre Probleme zu lösen. Sie bleibt nicht stehen, sondern ist dauernd damit beschäftigt, kreative Lösungen herauszufinden. Zum Beispiel – der Alte macht keine Aussage ohne Visualisierung – hat die Eidechse in dieser Gegend das Problem, dass sie auf dem Speisezettel der zahlreichen Schlangen steht. Wenn sich eine Schlange nähert, nimmt die Eidechse einen Stecken quer in den Mund, damit die Schlange sie nicht schlucken kann. So lässt sie ihr Opfer, wenn es ihr zu dumm wird, wieder gehen.

Die Erzählstunde ist Teil eines zweitägigen Trips im grössten Naturreservat Jordaniens. Es hat sich eine bunt gemischte Gruppe zusammen gefunden:

Achim ist seit zwei Jahren Deutschlehrer an der *German Jordan University* in Amman. Deutsch ist ein ziemlich beliebtes Fach, ein Sprungbrett für die Akademiker in einen verheissungsvollen Markt. Achim hat rund dreissig Fach-Kollegen!

Mohammed – er gesteht grad ein, dass sein Name nicht besonders originell ist – arbeitet in einem Büro, ist Anfang zwanzig. In unserer Wandergruppe ist er der einzige Muslim. Kein Problem für ihn; er hat muslimische und christliche Freunde. Was ihn mehr stresst, sind die Palästinenser, die zahlreich nach Jordanien flohen, hier alle Rechte inklusive Pass erhielten, sich aber immer noch vor allem als Palästinenser sehen. Mich dünkt, er hätte da doch mehr Dankbarkeit in Form von Anpassung erwartet. In Kopf und Herz haben sie sich nach seiner Ansicht zu wenig integriert. Sie sind ihm auch zu konservativ. Genau die gegenteilige Ansicht hatte ich vor ein paar Tagen von einer palästinensischen Jordanierin gehört ...

Drei katholische Jordanierinnen, die ich gegen 18 schätze, sind sich einig, dass sie nie einen muslimischen Mann heiraten werden; nicht nur wegen der Familie, sondern weil ihnen dieser Gedanke *far, far away* ist. Das macht man einfach nicht. Lachend doppelten sie nach: „*Rather an extra-terrestrial!*“ Sie haben viele muslimische Kollegen, aber die Kulturen sind halt doch zu verschieden.

Die drei Südkoreanerinnen schätze ich so gegen 25 Jahre. Sie arbeiten in der Botschaft und gönnen sich zur Abwechslung diesen Ausflug. Die arabische Welt ist ihnen noch fremder als mir, und so werden sie während ihres Mandats wohl eher unter sich bleiben. Estelle kommt aus Paris. Die junge Architektin lebt seit zwei Monaten in Amman, wo sie Luxusvillen im reicheren Viertel Abdoun bauen lässt.

Eine rothaarige Waliserin, eine Mitarbeiterin von *médécins sans frontières* rundet unsere farbige Schar ab. Sie war bereits in Bangladesh, Nigeria und Syrien im Einsatz und hat eine Menge Erschütterndes zu erzählen. Aus ihrer Sicht sind nicht die Religionen das Problem dieser Konflikte. Es geht um Macht. Sogar die Führer von *Daesh* seien vor allem an Macht interessiert. Das Schlimmste und Hoffnungsloseste sei der Südsudan. Da hat die Teilung des Landes nichts gebracht.

Jordanien ist mit der Flut von Flüchtlingen überfordert. Dieses Land muss ja schon selber schauen, wie es überleben kann. Trotzdem hatte es damals die Palästinenser aufgenommen, dann in den 90er Jahren die Iraker, eine weitere Welle vor drei Jahren nach der Eroberung von Mossul durch *Daesh* – und jetzt noch die Syrer? Die Situation in den aktuellen Flüchtlingslagern an der Grenze zu Syrien sei prekär. Einmal mehr eine unendliche Ansammlung von Leidensgeschichten. Sie ist froh, dass in Deutschland so viele Menschen Asyl angeboten bekommen. Denn Jordanien ist *squeezed dry*, die Zitrone ist definitiv ausgepresst.

Wie sie diese Arbeit aushält? Solange sie einzelnen Menschen konkret helfen kann, hat sie die nötige Kraft weiter zumachen. Besser als in Europa zu sitzen und so zu tun, als ob alles in Ordnung ist.

Unsere bunte Gruppe wandert unter der Leitung von Salim. Auch er macht sofort eine Bemerkung zu seinem Namen: Salim komme ja von *Salaam*, was Frieden heisst. Vor uns steht höchstpersönlich der *peace keeper of the Middle East*. Nach dieser Pointe dreht er sich lachend von uns ab und wandert los. Wir folgen ihm und stellen nach und nach fest: auch Salim ist ein witziger Geschichtenerzähler. Ab und zu lässt er uns an einem Kraut schnupfern, das er unterwegs pflückt, und erzählt uns eindruckliche Anekdoten zu deren Wunderkräften. Häufig wurden Menschen von Krebs geheilt. Einmal wurde einer Wanderin, die es mit Herzproblemen zu tun bekam, dank eines spontan gebrühten Sudes das Leben gerettet – *in five minutes*. Bei diesen Schilderungen lächelt er zwar, aber

er scheint es ernst zu meinen. Doch noch bevor wir uns entschieden haben, was wir dazu denken sollen, kommt die nächste Ansage. Salim eröffnet uns, dass er selber alle fünfzehn Minuten Medizin benötigt. Sagt's und fischt sein Zigarettenschächtelchen aus der Brusttasche hervor. Weiter geht's.

Seine Lieblingspflanze ist Artemisia. Sie wirkt gegen alles Erdenkliche, unter anderem gegen Kopfweg. Er weiss das aus eigener Erfahrung, denn er setzt das häufig ein. Immer wenn er mit einer Wandergruppe nicht pünktlich ankommt und zu spät zum Abendessen kommt, schlägt ihn seine Frau. Da hilft Artemisia Wunder! Weiter geht's. Nach zwei Stunden kündigt er uns mitten in der glühenden Steppe einen Coffee Shop an. Beim nächsten bisschen Schatten hält er an, zaubert einen Teekrug aus seinem Rucksack, richtet eine einfache Feuerstelle ein und köchelt in aller Ruhe den besten Tee, den ich je getrunken habe. Er erklärt uns, dass sein Teekrug schöner ist als Carla Sarkozy Bruni. Der Beweis: sein Krug wurde schon öfter fotografiert als das französische Model. Dann schaut uns Salim erwartungsvoll an. Wir verstehen, zücken unsere Kameras und lichten die Schönheit ab – zusammen mit einem strahlenden Salim. Weiter geht's.

Unterwegs rät mir Salim, den Jordaniern nicht so freierherzig zu eröffnen, dass ich Schweizer bin. Seine Frau wird ihm ‚Kopfweg machen‘, wenn sie hört, dass er einen Schweizer in der Gruppe hatte – und nun ohne Auto nach Hause komme. Damit trifft er mit seiner humorvollen Umschreibung einen Sachverhalt, der mir auch schon aufgefallen ist. Frage ich meine jordanischen Gesprächspartner, ob sie die Schweiz kennen, dann wissen sie vor allem eines: reiches Land! Und: Da legen die Saudis ihr Geld an.

Nach vier Stunden Wanderung kommen wir in einem verlassenen Dorf an. Es war angeblich mal Kulisse für einen Jesus-Film, da hier die Häuser aussehen, als ob sie vor zweitausend Jahren schon gebaut worden sind.

Nun fährt uns der Bus wieder nach Amman. Dreieinhalb Stunden Fahrt auf dem *king's highway* durch eine karge Landschaft. Es führte mir vor Augen, wieso der Grossteil der jordanischen Bevölkerung in Städten wie Amman lebt. Es ist ziemlich aufwendig, lebensfreundliche Strukturen aufzubauen. Auch fühlen sich hier nur genügsamere Tiere heimisch: Schlangen, Eidechsen, Steinböcke, Hyänen ...

Modische Instant-Betrachtungen am Frühstückstisch

Frühstück im Hotel. Hier treffe ich alles an, von der halbnackten Holländerin in Kürzestshorts und Spaghettiträger-Shirt bis zur total verhüllten Ägypterin, die sogar noch schwarze Handschuhe trägt und nur einen minimalen Spalt für ihre Augen im Gesichtsschleier toleriert. Das Personal ist sich's wohl gewöhnt. Alle werden gleich behandelt. Ich habe genügend Zeit, während des Kauens und Verdauens festzustellen, dass mich beide Extreme stören. Beides ist mir zu aufdringlich. Beides fällt aus dem Rahmen, so dass es etwas Effekt-Haschendes hat. Stellt sich nur noch die Frage: bin etwa ich hier das Problem?

Flüchtlingsströme

Jetzt habe ich es schwarz auf weiss aus der Jordan Times: Bis Ende August 2015 waren rund 4 Millionen Syrer aus ihrem Land geflohen! 1,9 Millionen erhielten Asyl in der Türkei, 1,1 Millionen in Libanon (was ein Viertel der dortigen Bevölkerung ausmacht) und 0,6 Millionen in Jordanien. Der Rest von rund 400 000 Syrern schaffte es über die Grenzländer hinaus. 91 % der Flüchtlinge, die in Jordanien aufgenommen wurden, sind

Frauen und Kinder! Männer versuchen, weiter zu kommen. Das zeigen uns aktuell die Bilder der Welle, die nach Europa schwappt. Deutschland erklärte sich bereit, 800'000 Syrer und Syrerinnen bis Ende 2015 willkommen zu heissen. Präziser: Angela Merkel erklärte Deutschland bereit – ohne Deutschland zu fragen. Anschliessend zählte sie auf die Unterstützung der EU – ohne die EU-Partner zu fragen. Aus der Schweiz vernehme ich, dass man sich die Aufnahme von 3'000 Flüchtlingen vorstellen könnte. Wir leben in einer spannenden Zeit, in der neue Kenntnisse gewonnen werden: Zu wie viel Nächstenliebe ist unsere westliche Gesellschaft fähig? Neu ist, dass es nicht mehr um gönnerhaft spendierte Almosen geht, sondern um echtes Teilen und konkrete Begegnungen.

Verspielte Kunst

Die Nationalgalerie stellt zeitgenössische Kunst des Mittleren Ostens aus. Heute versuche ich mal auf diesem Weg die Jordanier besser kennen zu lernen. Der Eintritt ist für die überschaubare Ausstellung verhältnismässig happig: 5 JD entsprechen 7.50 Franken. Das ist wohl der Grund, dass ich der einzige Besucher bin. Fast wäre ich auch kein Besucher geworden, denn der nette Mann bei der Eingangskontrolle ist mit meinem 20 JD-Schein völlig überfordert. Hilflös marschiert er ein paar Mal hin und her, dann zückt er sein eigenes Portemonnaie, verdreht die Augen, weil da drin wohl auch keine Lösung zu liegen scheint, dann ein Griff zum Handy, ein kurzes Gespräch ... schliesslich hellt sich seine Miene auf: „Wait a minute!“ er nickt mir freundlich zu. Tatsächlich taucht nach einer Weile ein Kollege auf. Er hält das Wechselgeld in der Hand. Nun kann es losgehen. Die Galerie präsentiert rund hundert Werke, vor allem Bilder, ist also kein Vergleich zum Louvre. Der vom Reiseführer empfohlene Shop ist bereits zu - fünf Stunden vor Ausstellungs-Schluss. Das erspart mir den Kampf gegen die Versuchung, etwas Unnötiges zu kaufen.

Die Werke orientieren sich stark an westlichen Vorbildern. Ein bisschen Kubismus scheint zu helfen, wenn es um die Darstellung des weiblichen Akts geht. Was mir gefällt, ist das Verspielte, das immer wieder durchdringt. Auch die Maler und Plastiker scheinen ihre Wahrheit gerne erzählerisch und mit einem Augenzwinkern rüberzubringen. Ein Beispiel gefällig? Ein Gemälde ist voller verschleierter Frauen. Ihre Kleider sind so farbenfroh-fröhlich wie die Glacé-Kugeln in den Cornets; jede Frau hält eins in der Hand. Ihre Augen fokussieren das Eis, aber keine der Frauen schleckt daran. Wie denn auch - durch den Schleier ... Ein paar Glacékugeln tropfen bereits. Ist das jetzt lustig oder sarkastisch oder schadenfreudig?

Noch direkter ist ein Bild mit drei total verschleierten Frauen; die erste hält sich die Augen zu, die zweite die Ohren, die dritte den Mund. Das Thema der Verschleierung scheint zu beschäftigen; nicht nur die Künstler. Auch für Taxifahrer und sonstige Gesprächspartner ist klar: die Verschleierung ist eher peinlich. Wer will, kann das tun, aber es ist von vorgestern. Wir wollen in eine andere Richtung gehen. Das Kopftuch geht in Ordnung. Aber das reicht dann auch.

Heute ist Kunst-Tag! Ich besuche noch den *Darat-al-Funun*. Die Exponate sind etwas gewagter, abstrakter, aber bieten nichts Neues. Auch hier stosse ich auf keine weiteren Kunstfreunde, obwohl der Zutritt gratis ist. Immerhin bin ich nicht ganz allein. Etwas versteckt im schattigen und sehr schönen Garten der Anlage sitzt ein Liebespaar. Pärchen, die näher in Kontakt sind, entdeckt man nicht spazierend, sondern auf Treppenstufen und Bänken in Grünanlagen. Sie umarmen sich nicht, sie küssen sich nicht, aber ihren Augen sieht man an, dass sie die Zweisamkeit geniessen.

Arablikanisches Abendmahl mit muslimischem Nachschlag

Am Abend setze ich mich in den Gottesdienst der arabisch-sprachigen Anglikaner. Die Gottesdienstbesucher sind Einheimische. Sie sehen aus wie die Menschen, die ich auf der Strasse antreffe. Und doch sind sie irgendwie anders; sie sind westlich gekleidet. Und die Frauen tragen keine Kopftücher.

Ich habe wie alle ein Liturgie-Heft in die Hand gedrückt bekommen. Die Gemeinde spricht einen grossen Teil mit. Für meinen Geschmack wird das alles etwas zu schnell runtergespult. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass die Feier intensiver mitgestaltet wird als bei den Lutheranern. Es sind rund sechzig Menschen jeden Alters – auch Teenies – ganz bei der Sache, singen kräftig aus dem Gesangbuch, beteiligen sich an den liturgischen Einwüfen. Das Unser Vater wird von allen mitgesungen. Bei den Liedern schöpfen sie nicht nur aus den westlichen Vorbildern. Die Melodien klingen orientalisches, was es mir schwer macht, die Lieder mitzusingen. Ich stelle mir vor, dass es den älteren Leuten in der Schweiz so geht, wenn im Gottesdienst englische Worship-Songs angestimmt werden.

Das Abendmahl wird nur kurz eingeleitet, dann stellen sich die ersten Feiernden vorne mit Blick zum Kreuz auf einer Linie auf. Der Pfarrer geht von Gemeindeglied zu Gemeindeglied und gibt ihnen ein Stück Brot. Diese warten, bis der Liturg mit dem Kelch vorbeikommt. Dann tunken sie ihr Brot in den Wein. Die getunkte Form und die betörende Süsse des Weins kenne ich schon von meinem Besuch bei den Lutheranern.

Vor dem Hotel-Eingang begrüsst mich Mohammed freudestrahlend. Er gehört zu den Hotelangestellten, von denen immer ein paar in der Lobby oder eben auf der Strasse rumstehen. Mohammed liegt es sehr am Herzen, dass es mir in seinem Land gut geht. Ich kann ihn zu JEDER Zeit anrufen, wenn ich etwas brauchen sollte. Er ist wieder sehr redselig und eröffnet mir dieses Mal, dass er zwar Muslim sei, dass er aber auch überzeugt ist, dass Jesus Christus Gottes Sohn ist. Natürlich darf er so etwas nicht öffentlich sagen, aber seinen Geschwistern schon; die seien alle *open-minded* (ein Lieblingswort der Jordanier). Man müsse auch akzeptieren, dass die jordanische Kultur auf dem Christentum aufbaut. Dies sagt auch der König und – *do you remember?* – das Nationalmuseum. Dies sagt auch der Hauptpfarrer der anglikanischen Kirche, den ich am nächsten Tag besuchen darf. Er ist aber noch etwas differenzierter:

Ein arabischer Anglikaner referiert über Juden und taufwillige Muslime

Ich tauche pünktlich im Gemeinschafts-Büro der anglikanischen Kirche auf. Damit hatten sie nicht gerechnet. Der neue Hilfspfarrer muss die Zeit überbrücken, bis der Chef bereit ist. Er kann mir noch erklären, dass er mehrere Jahre in Palästina Pfarrer war, als ich ins Hauptbüro gebeten werde. Dort wird mir – quasi als Generalprobe – ein Vortrag gehalten, an dem der *Reverend Canon* – das ist so etwas wie ein *senior pastor*, der eigentliche Leiter einer Kirchgemeinde - für einen Kongress in Argentinien arbeitet. Morgen wird er abfliegen. Ich höre also mal zu: „Die arabischen Nordstämme organisierten sich erstmals im Nabatäer-Reich, dann kam die Besatzung durch die Römer. Dieses Reich wurde christianisiert. Jordanien war dann rund 300 Jahre christlich. Dann, übernahm' der Islam 400 Jahre lang, bis die Kreuzfahrer ein kurzes christliches Intermezzo einläuteten. Anschliessend regierten wieder muslimische Herrscher die Region. In all dem religiösen Hin und Her galt aber erstens: Es war immer eine arabische Bevölkerung hier zu Hause und zweitens: es gab immer mehr oder weniger Christen.“ Er selber ist ein Araber. Und ein Christ. Das passt für ihn

selbstverständlich zusammen. Er kommt dann auch auf die Palästinenser zu sprechen, zeigt mir auf seiner Powerpoint-Folie eine Statistik, die darstellt, wie sich die religiösen Verhältnisse im Israel der letzten hundert Jahre verändert haben. Juden hätte es auch schon immer in Israel gegeben, aber es war eine klare Minderheit (circa 4 %). Heute sind es 50 %. Dieses neue Verhältnis wuchs erst nach der Staatengründung 1947 heran. Seiner dezidierten Meinung nach war es ein Fehler, einen jüdischen Staat zu gründen. Das hat zu viele Juden angelockt; diese haben den Konflikt in eine bisher friedliche Region gebracht. Ich frage ihn nach der Lösung. „Ganz einfach: den Staat Israel auflösen. Das hat zu einer Besetzung und Unterdrückung der bisherigen Bevölkerung geführt. Das Land gehört den Arabern. Juden sollen nicht ins Meer geworfen werden, wie es Arafat dazumal formuliert hatte, aber sie sollen lernen, friedlich zu ko-existieren.“ Einfache Lösungen sind immer verdächtig, denke ich mir, während er fortfährt. Als Christ ist er für Frieden. Und als Christ kann er den Landraub nicht gut heissen. Er hat sich warm geredet und findet deutliche Worte für seinen Standpunkt.

Wir wechseln das Thema. Ich versuche, ihn herauszufordern. Eine christliche Kirche müsse doch interessiert sein, ihre frohe Botschaft weiterzugeben. Wie setzt seine Gemeinde diesen Auftrag in einem muslimischen Land um? – Er lehnt sich zurück und wählt nun seine Worte bedacht aus: „Wir dürfen das Evangelium nicht öffentlich verkünden, aber wir haben eine Schule. 90 % unserer Schüler sind Muslime. Wir dürfen keinen christlichen Religions-Unterricht erteilen, aber alle wissen, dass der Bischof der anglikanischen Kirche Präsident der Schule ist. Alle merken, dass es Christen sind, die sich um die Entwicklung der Kinder – und somit der jordanischen Gesellschaft – kümmern. Zudem sind die einzelnen Christen Zeugen ihres Glaubens, indem sie im Alltag und im öffentlichen Leben eine gute Rolle spielen, weil sie die christlichen Werte leben. Wenn du zu einem guten Doktor gehen willst, oder Richter oder Banker, dann gehst du zu einem Christen.“ Die seien verlässlicher, engagierter. Er zählt mir noch ein paar christliche Minister auf und resümiert mit der griffigen Formel: „We don't witness with the word, but with the work.“

Mir kommt Franz von Assisi in den Sinn, der dies ganz ähnlich gesagt hat: „Verkündet das Evangelium, wenn es sein muss, auch mit Worten.“ Was beim Bettelbruder Ideal war, scheint in Jordanien aus der Not geboren. Aber der *Reverend Canon* ist ganz zufrieden damit.

Ich hake nach: „Und wenn eure Taten einen Muslim derart überzeugen, dass er auch Christ werden will. Tauft ihr ihn dann?“ – „Wir taufen ihn, kein Problem. Es ist sein Problem.“ Ich nehme es ihm ab, glaube aber zu spüren, dass dies noch nie der Fall war. Ich habe keine Gelegenheit zu insistieren, denn er informiert mich nun, dass sein Gottesdienst vom kommenden Sonntag im Radio ausgestrahlt wird. Das ist also erlaubt. Und wenn ein Muslim da zuhört ... sein Problem ...

Wenn du die Einsamkeit suchst ...

Ich möchte nun noch die grösste Moschee Ammans besuchen und winke ein Taxi heran. Schön langsam und deutlich formuliere ich meinem Fahrer auf Arabisch den Zielort. Er schaut mich zweifelnd an. Oje, ist mein Arabisch so mysteriös? - Nun, den Namen der Moschee habe er schon verstanden, aber das ist keine Moschee, sondern ein qasr, eine Burg. Ich resigniere und gebe ihm ein Einkaufszentrum an, das in der Nähe liegt. Ja, die *City Mall* kennt er natürlich. Da wollen alle Touristen hin. Er fährt zufrieden los und verwickelt mich in ein Gespräch. In sehr dürftigem Englisch erklärt er mir, wieso er gerne in Amman lebt: es hat hier schöne ‚girls‘. Er liebt es, mit ihnen ‚six‘ zu machen. Und wenn ich interessiert wäre, zeige er mir gerne, wo solche schönen Mädchen zu finden sind. Ich zeige ihm meinen Ehering, um den Diskurs möglichst schnell zu unterbinden.

Nachdem das geklärt ist, wechselt er zu seinem zweitliebsten Thema: er zählt mir seine Lieblings-Fussballclubs auf. Den FC Basel kennt er, weil die mal einen Ägypter im Team hatten. Mohammed Salah sei ja dann zur Fiorentina gegangen und jetzt zur Roma ... er ist ganz gut informiert, dieser Mann, den ich – *déformation professionnelle* – instinktiv dem Milieu *konsum-orientierte Basis* zuordne. Ich bin ja auch fussball-affin, aber ich weiss gar nichts über die jordanische Liga. Das Zeitalter der Information bedeutet eben nicht, dass die ganze Welt die ganze Welt wahrnimmt; die ganze Welt fokussiert sich auf die reiche Welt. Und wenn ein spot hot ist, konzentriert sich die Aufmerksamkeit und das Geld erst recht.

Als ich dann die König Hussein bin Talal-Moschee erwandert habe, wird mir klar, wieso der Fahrer von Burg gesprochen hat. Ich steh vor einem majestätischen, viereckigen Gebäude mit vier Ecktürmen und Zinnenmauern. Es erinnert an die Festungen der Kreuzfahrer. Aber immerhin: ich darf die Festung betreten. Ich muss nur die Schuhe ausziehen und darf niemand stören. Da ich in dem riesigen Innenraum alleine bin, fällt mir das nicht schwer. Mit der Zeit gesellt sich ein Beter dazu. Er könnte, was sein Outfit betrifft, ein Angestellter der UBS sein. Seine voll verschleierte Frau wartet draussen. Die Lautsprecher rufen zum Gebet – und einer kommt in die Moschee ... Die zahlreichen Wächter bleiben draussen und beten auch nicht mit. Der heutige Ausflug inkl. Taxifahrt bestärkt mich in der Ahnung, dass Jordanien auf dem Weg in die Säkularisierung ungefähr gleich weit ist wie Europa.

Grosse Worte

Jetzt wird es persönlich. Und pastoral. Wer das nicht braucht, kann dieses Kapitel überspringen.

Ich bin jetzt bald zwei Wochen in Jordanien. Diese Zeit gehörte meiner Neugier. Heute verschliesse ich mich der Welt. Ich bin fast den ganzen Tag in meinem Hotelzimmer und lasse die vielen Eindrücke nachklingen. Ich bin übervoll davon. Ich möchte noch kein Résumé ziehen, sondern einfach mal verdauen, was da so alles auf mich zukam und mich auf Trab hielt. Einfach mal wieder ganz bei mir sein. Ich bin glücklich. Ich lebe. Nicht Jordanien macht mich glücklich. Ich freue mich, in drei Wochen wieder meine Lieben anzutreffen, die mein Leben bereichern. Ich bin glücklich, weil ich auch an diesem Flecken der Erde, irgendwo allein in einem anonymen Zimmer nicht einsam bin. Meine ‚Klausur‘ lässt mich empfinden, was in dem grossen Wort Frieden drinsteckt, für mich drinsteckt. Bereits im Studium wurde in alt-testamentlichen Seminaren immer wieder beschworen, dass das hebräische *Schalom* mehr bedeutet als das deutsche Wort Frieden. Es ist nicht nur die Abwesenheit von Krieg. Dieses grosse Wort ist nicht ganz erfasst, wenn wir erklären, was es alles nicht ist, kein Streit, kein Stress, kein Kampf. Und deshalb soll man es lieber mit Heil übersetzen. Einverstanden, aber auch Heil ist ein grosses Wort, das gefüllt werden muss, damit es lebendig wird.

Ein Aha-Erlebnis aus der vergangenen Woche prägt meine heutige Stille: mir ist aufgefallen, dass auch die arabische Sprache in das Wort *Salaam* mehr reinpackt. Wenn jemand im Spital ist oder auf eine Reise geht, kann man ihm zurufen: „Gott sei Dank bist du sicher!“ Damit drückt man aus, dass man ja nicht in der Hand des blinden Schicksals, sondern in Gottes Hand lebt – und die ist verlässlich, barmherzig, sicher. Die wörtliche Übersetzung lautet: Gott befriedet dich! Da steckt das Wissen drin, dass gewisse Erlebnisse auf unserer Lebensreise uns manchmal ganz schön ent-frieden können. Krankheit kann dich destabilisieren, keine Rede. Eine Reise fern von der Heimat kann dich verunsichern, selbstverständlich. Aber in solchen Momenten lass dir versichern, dass Gott bei dir ist, dass du in Sicherheit bist. Auf diese Zuversicht stosse ich auch immer wieder in der Bibel - im Psalm 16 zum Beispiel lese ich: „Ich hab dich, Herr,

beständig vor Augen. Ich stehe an deiner Seite. Ich wanke nicht.“ Das will nicht heissen, dass ich über allem stehe und mich deshalb nichts anficht, sondern im Gegenteil, dass ich eben nicht über allem stehe, dass mich das Leben ganz schön anficht, dass es mich verunsichert, immer wieder. Aber Gott sichert mich ab – und das befriedet mich.

Intermezzo für alle, die eine neue Sprache lernen dürfen

Wer eine Sprache lernt, wird zum Befehlsempfänger. Die Sprache diktiert dir ihre Wörter und Grammatik. Und auch die Ausnahmen machst nicht du. Die lernst du mühsam dazu. Hier herrschen ihre Regeln. Du hast kein Mitsprache-Recht, sondern nur die Nachsprech-Pflicht. Deshalb sind Sprachfächer in den Schulen nicht die beliebtesten. Aber wenn sie dir dann nach und nach immer mehr die Türe in eine neue Welt öffnet, wenn du auf einmal zu verstehen beginnst, wenn du Zugang bekommst, weil du den Code knacken kannst, belohnt sie die Unterwerfung. Aus einem Opfer wird ein Beschenkter. Aber manchmal dauert's.

Gefährliche Deutsche

Das Deutsche Evangelische Institut gräbt vor allem in Gadara (Umm Qais). Heute abend präsentiert Dr. Claudia Bührig vor rund dreissig Archäologen und Interessierten den aktuellen Stand der Kenntnisse über diese Grabungsstelle. Ausgehend von der hellenistischen Zeit zeigt sie die Entwicklung einer ursprünglichen Festung zu einer prosperierenden Stadt mit Theater, Tempel, gediegener Wasserversorgung und regem Handel auf. In der byzantinischen Zeit hatte Gadara fünf Kirchen. Mit dem Einfall der Omayyaden hört der Ausbau der Stadt auf. Nach den grossen Erdbeben im 7. und 8. Jahrhundert verliert sie an Bedeutung. Hier endet auch das archäologische Interesse. Spannend ist der Bezug zur Gegenwart. Die Referentin berichtet von ihren Bemühungen, die Bevölkerung von Umm Qais für die Bedeutung der historischen Zeitzeugen zu gewinnen. Ein Vertreter des jordanischen Königshauses sitzt auch im Publikum und ist begeistert. Schon in seinem Grusswort hat er darauf hingewiesen, dass in seinem Land zu viele historische Stätten sind, die nicht alle bewacht werden können. Es braucht das innere Mittragen der ansässigen Bevölkerung, sonst endet es im äusseren Forttragen der Steine zwecks Einbaus in neue „Stätten“.

Frau Dr. Bührig berichtet von einer Woche, in der die Kinder der *elementary school* von Umm Qais spielerisch und mit *hands-on-exhibitions* für ihren Schatz sensibilisiert worden sind. Zum Abschluss gab es ein Fest für die Eltern, so dass auch diese erreicht wurden.

Anfang und Schluss des Referats sind reserviert für ausgiebige Danksagungen vor allem an die ministeriale Stelle. Auch *His Excellency* war voller Dank; mit einem Augenzwinkern bemerkte er, dass die Arbeit mit Deutschen gefährlich sei, weil diese doch recht hartnäckig und zielgerichtet seien - und Verantwortung übernehmen. Die Resultate der Ausgrabungen bestätigen dies. Die übersichtlichen Bilder der Powerpoint-Präsentation belegen, dass hier gründlich gearbeitet wurde, sozusagen *à fonds*. Die fachlich ausgewiesene Zuhörerschaft würdigt den Vortrag mit wohlwollenden Fragen, Ergänzungen und Applaus.

Willkommen in der grossen Menschenfamilie

Ich bin in Jordanien angekommen. Der Zauber, der bekanntlich allem Anfang innewohnt, hat sich verflüchtigt. Ich bewege mich in Stadt und Verkehr wie ein alter Hase, nicht

mehr wie ein Hans-guck-in-die-Luft, der alles erhaschen und aufsaugen will, nicht mehr mit der Stadtkarte in der Hand und Fragezeichen auf der Stirn. Das Fremde ist mir nicht mehr fremd. Ich hab's mir irgendwie angeeignet, hab mich an die Geräusche und Gerüche gewöhnt. Ich staune nur noch darüber, wie ähnlich diese Menschen uns sind. Eine Sinus-Milieustudie würde wohl ganz ähnliche Resultate ergeben.

Ich treffe auf ‚einfache Gemüter‘, die sich irgendwie durchs Leben wursteln, ohne sich an den grossen Fragen aufzuhalten, auf junge Menschen, die das Leben geniessen möchten und beharrlich die moralischen Zäune ihrer Gesellschaft weiten, auf eine Handvoll Idealisten im Kampf für die Natur, auf Angepasste, die sich still an dem freuen, was sie haben, auf Betrüger, die noch etwas mehr aus dem Leben – und vor allem aus den Touristen - herausholen wollen, auf freundliche, korrekte, anständige, hochnäsige, selbstbewusste, offene und desinteressierte Mitmenschen. All dies Menschliche verbindet uns, mag auch die Form variieren – spricht: Kleidung, Religion, Moral, Musik. Apropos Musik: Auch sie hat den gleichen Stellenwert wie bei uns. Jugendliche ziehen sie sich über ihre Smartphones rein, Taxifahrer lassen das Radio laufen, auf den arabischen Fernsehkanälen gibt es musikalische Sendungen à la DSDS. Ich hab mich einfach noch nicht an ihre Form gewöhnt. Der Mainstream ist ein Mix von unserer Popmusik mit orientalischem Einschlag und einer – mir immer noch fremden – Art zu singen. Sie schmieren stufenlos von Ton zu Ton und melismieren in Halb- und Vierteltönen, als ob dies das Qualitätszeichen eines guten Gesangs ist, als ob sie dem Muezzin Konkurrenz machen wollen. Die Performance ist noch sehr statisch. Sie erinnert an die Zeiten von Nana Mouskouri und Mireille Mathieu. Die Sänger und Sängerinnen müssen sich noch nicht wie Michael Jackson oder Shakira verrenken, sondern stellen sich einfach hinters Mikrofon.

Es erstaunt mich schon etwas, dass die kulturellen Bedingungen so wenig Einfluss auf die Gesellschaft haben. Die Menschen, die mir begegnen, sind mir nicht wirklich fremd. Solche Menschen begegnen mir auch in der Schweiz. Auch die Jordanier verfallen der Konsumfreude in den Einkaufstempeln und können sich dem Reiz der *social medias* nicht entziehen. Das Handy ist omnipräsent. Die Alten bedienen noch die alten Dinger, mit denen telefoniert werden kann. Die Jungen bewegen sich in der Welt der Smartphones, auf die sie ständig einen Blick werfen. Whatsapp und Facebook sind ihre vertrauten Wegbegleiter.

Meinen Gesprächspartnern ist der Daesh ein Dorn im Auge. Sie distanzieren sich von dieser Bewegung wie wir uns von den Neonazis distanzieren. Sie ist ihnen peinlich. Und sie möchten nicht in ihre Nähe gerückt werden. „Das ist kein gesunder Islam mehr. Es ist überhaupt kein Islam mehr. Das sind nicht wir. Bringt uns nicht in Verbindung mit ihnen!“ Das Königshaus hingegen ist den Jordaniern überhaupt nicht peinlich. König Abdullah II hilft ihnen, Jordanien in ein gutes Licht zu stellen. Deshalb lieben sie ihn so, wie wir ... äh ... unseren König, Roger Federer, lieben – und natürlich die *world-famous chocolate* – auf die ich hier regelmässig angesprochen werde.

Moral ist, was die meisten gut finden

Wie schaffen es Werte in einer multi-kulturellen und multi-religiösen Gesellschaft, allgemein anerkannt zu werden? Werte sind ja bekanntlich immer im Wandel, aber wer wandelt sie denn dauernd?

Zwei aktuelle Anschauungs-Beispiele:

1. In Deutschland ist in diesen Tagen die Frage entbrannt, wie die Massenmigration der syrischen Flüchtlinge behandelt werden soll. Lange Zeit lag das Problem bei Italien, von dem die EU erwartete, dass es das Mittelmeer als undurchlässigen Zaun aufrecht

erhält. Nun aber hat ein einziges Foto⁸ anscheinend ganz Deutschland – Politik und Volk – zu einer neuen Einstellung bewegt, zu einer Bewegung der tatkräftigen Betroffenheit. Der tote Junge im Sand weckte das humanitäre Gewissen, das eigentlich immer schon auf der EU-Flagge geschrieben stand, nun aber konkrete Worte auf Stufe Politik und pragmatische Hilfsaktionen in der Bevölkerung auslöste. Asylsuchende sollen Asyl erhalten. Sie sollen Willkommen geheißen werden. In Deutschland, aber auch in anderen EU-Ländern, die gar nicht erst gefragt wurden. An den Stolz der deutschen Nation wird appelliert, der Ehrgeiz angestachelt: „Das schaffen wir!“

Jean-Claude Juncker, der Präsident der Europäischen Kommission, lässt sich zu so etwas wie einer Rede zur „Lage der Nation“ hinreissen (ein Novum in der Geschichte der EU) und investiert die erste Stunde ganz ins Thema Flüchtlinge. Kritische Stimmen sind noch sehr verhalten und stellen höchstens die schüchterne Frage, ob das wohl auch langfristig zu schaffen sei.

Europa wusste schon lange von den Flüchtlingsdramen und den Bootsunglücken. Erst das eine Bild – so nehme ich es zumindest aus der jordanischen Perspektive auf - trat die Lawine der Hilfsbereitschaft los und schaffte es, das Thema zum flächen deckenden Haupttraktandum der Medien zu machen.

2. In Jordanien werden permanent Flüchtlinge aufgenommen; Palästinenser schon seit zwei Generationen. Diese sind bereits so zahlreich und so integriert, dass sie eine politische Macht bilden. In den 90ern kamen Iraker, seit ein paar Jahren die Syrer und vor zwei Jahren gab es noch einmal eine irakische Welle, dieses Mal die letzten Christen aus Mossul. Von dieser langjährigen Flüchtlings-Erfahrung könnte man ja vielleicht etwas in Europa lernen ... Jordanien ist zu diesem Thema eingespielt. Die grössere Herausforderung scheint mir der Weg in eine säkulare Gesellschaft zu sein. Das Königshaus nimmt meines Erachtens eine gute, vermittelnde Rolle zwischen den Generationen ein. Einerseits pflegen sie die Tradition mit Berufung auf ihre muslimische Herkunft (Die Hashemiten leiten sich vom Propheten Mohammed ab). Andererseits haben sie keine Hemmungen, sich in aller Selbstverständlichkeit westlich zu kleiden und auch mit der ganzen nicht-muslimischen Welt partnerschaftlich unterwegs zu sein. Gerade berichtet die Zeitung von der Chinareise des Königs. Und Prinz Ali bewirbt sich (wieder) als Fifa-Präsident. Beispielhaft ist der Umgang mit der Religion. In der Verfassung ist Religionsfreiheit verankert. Es gibt ein *royal institute*, das den Dialog zwischen den religiösen Führern fördert und einfordert.

Auch wenn es verboten ist, den König zu kritisieren, scheint Dialog ein wichtiges Mittel zu sein, das vom König selbst gefördert wird. In diesen Tagen kommt ein Papier heraus, das folgendermassen entstand: Zuerst gab der König (HRH himself) ein Diskussionspapier heraus, das die demokratischen Bemühungen weiter treiben soll. Das Papier wurde an siebzehn öffentlichen Sitzungen diskutiert. Je ein Vertreter der Links-, Mitte- und Rechts-Partei waren zur Diskussion geladen. Moderiert wurde das Ganze von einer akademischen Persönlichkeit *to insure inclusiveness from a free and constructive dialogue*. Das Resultat in Buchform soll jetzt ein Vademecum, eine *road map* für alle Entscheidungsträger im Land sein.

Es ist der Versuch, den Anforderungen eines modernen Staates zu entsprechen – unter Berücksichtigung der „nationalen und religiösen Konstanten“. Meines Erachtens ist das ein *royal change management* vom Feinsten.

⁸ Das Foto des am Strand angespülten dreijährigen Aylan Kurdi, Anfang September ertrunken während der Überfahrt vom türkischen Bodrum auf die griechische Insel Kos.

Christliche Touristen-Highlights

Heute suche ich zwei beliebte Touristenorte auf. Mit dem Bus fahre ich zuerst in den Süden nach Madaba, einer Stadt im Süden Ammans, die schon immer gerne von Christen besiedelt wurde.

Madaba ist auf Touristengruppen eingestellt, die schnell mal durch die historischen Stätte, Souvenirshops und Ess-Stationen durchgeschleust werden. Die verschiedenen Restaurants verraten, dass hier fernöstliche, europäische und amerikanische Gäste erwartet werden. Und für mutige Touristen gibt es natürlich auch „richtiges“ orientalisches Essen.

Vermarktet wird das Mosaik in der orthodoxen Georgskirche. Es stellt die älteste Landkarte des Nahen Ostens dar und macht einen Teil des Bodens in der Kirche aus. Daraus leiten die zahlreichen Läden ihren Auftrag ab, Mosaiken mit allen möglichen Sujets und Sprüchen feilzubieten. Zum Beispiel: *Ich ❤️ Bayern München*

Madaba ist die Stadt der Mosaik. Man kann Werkstätten und Workshops besuchen. Mosaik kann man im archäologischen Park anschauen, und im Museum, und in den anderen Kirchen. Meines Erachtens werden Mosaik – in Madaba – überbewertet.

Ein Taxi fährt mich für 7 Franken in 15 Minuten zum Berg Nebo. Das ist der zweite touristische Anziehungspunkt in dieser Gegend. Hier soll Mose gestanden haben, kurz bevor das Volk Israel in das Gelobte Land einzog. Mose durfte das Land von dieser Anhöhe aus sehen, aber nicht hineinziehen. Er starb, und sein Nachfolger Josua übernahm den letzten Teil der langen Reise aus der Sklaverei in Ägypten. Es gibt kein Grabmal von Mose, aber einen Aussichtspunkt, von dem aus auch ich einen eindrücklichen Blick aufs heutige Israel werfen kann. Der Jordan führt nicht mehr soviel Wasser wie damals, aber er färbt noch heute sein Tal grün ein, dass es eine Freude fürs Auge ist. Auf dem Berg steht ein stilisiertes Bronzekreuz mit einer Schlange. Dahinter steht eine schlichte Kirche im Umbau. Ein kleines Museum rundet das Angebot ab. Es ist alles klein, aber fein. Das hat wohl damit zu tun, dass die Franziskaner diesen Ort bewirtschaften. Es hilft auf jeden Fall, sich in aller Ruhe auf den Ort einzulassen und sich in die Haut von Mose zu versetzen. Zufrieden gebe ich mich zum kleinen Platz an der Strasse, um wieder nach Hause zu gehen. Da grad kein Taxi oder Minibus rumsteht, gehe ich einen Kilometer zu Fuss. Im Reiseführer wird mir in dieser Entfernung ein gutes Restaurant empfohlen. Es ist ziemlich heiss und ich freue mich, als das Restaurant auftaucht. Ich freue mich nicht, als ich merke, dass es geschlossen ist. Ich mach noch ein paar Schritte und entdecke ein geöffnetes Restaurant. Ich staune, wie viel ich ohne abzusetzen trinken kann und genieße ein Buffet mit den üblichen jordanischen Speisen: Auberginen, Gurken, Humus als Entrée, lauwarmer Reis, Back-Kartoffeln, Bohnen in Tomatensauce und Poulet in ganz viel Zwiebeln. Perfekt für mich, da ich kein Fleisch esse. Ich picke mir die Zwiebeln heraus. Das Essen ist mit Liebe zubereitet. Das merkt man sogar dem Reis an. Der Wirt kommt mit all seinen Gästen ins Gespräch und fordert uns auf, noch mal ans Buffet zu gehen: „Enjoy! Enjoy!“

Schnell mal nach Bangkok

Nachdem ich wieder Kraft und genügend Kühle getankt habe, frage ich den Wirt nach einem Taxi. Wir sind ja etwas abgelegen hier oben. Ich muss irgendwie zurück. Er rät mir, noch einen halben Kilometer zu gehen. Dann kommt ein Platz, wo die weissen Taxis stehen. Er würde mich auch dorthin fahren. Ich lehne dankend ab, meine Batterien sind ja wieder aufgeladen. Schon nach wenigen Minuten bin ich wieder schweissgebadet. Die Sammelstelle finde ich. Aber da sind keine Taxis weit und breit. Nach einer Viertelstunde

gehe ich weiter. Wenn ein Taxi kommt, kann ich ja winken. Es kommt kein Taxi. Nach eineinhalb Stunden bin ich bei den ersten Häusern von Madaba angelangt. Da steht ein klappriges Auto; ein circa dreissigjähriger Mann fragt mich, ob ich mitfahren will. Er lächelt mich freundlich an. Ich steige ein. Er bleibt freundlich und wir beginnen einen Small-Talk. Er arbeitet beim Flughafen. Das ist super für ihn, denn es ermöglicht ihm, mit *Royal Jordanian* gratis zu fliegen, zum Beispiel nach Bangkok. Mir schwant, was jetzt kommt. Und dann kommt's: „In Bangkok hat es viele hübsche Frauen.“ Nicht schon wieder dieses Macho-Lachen! Ich vertrag's grad ganz schlecht. Gestern habe ich über die social medias einen Artikel über sexuellen Missbrauch an syrischen Mädchen in den Flüchtlingslagern gelesen. Einfach nur menschenverachtend. Dank der Not dieser Menschen werden Mädchen zu Spottpreisen verkauft, zum Teil für Wochen. Mein Fahrer will mich zu einem Tee zu sich einladen. Eigentlich bin ich ja zu haben für allerlei Gespräche, aber die Plauderstimmung ist mir vergangen. Ich danke ihm fürs Mitnehmen.

Gottes Liebe im Netz

In Amman gibt es auch Freikirchen. Pfingstler, Baptisten, Nazarener, Adventisten ...wie halten die es mit den Muslimen? Mein Gesprächspartner heute ist zutiefst überzeugt, dass es für alle Menschen das Beste ist, Jesus und das neue Leben in ihm kennen zu lernen. Er ist nicht Pastor, aber doch recht engagiert als Mitarbeiter einer kleinen Unternehmung, die das Evangelium per Internetradio in die arabische Welt hinausstrahlt. Diese Produktionen sind grundsätzlich erlaubt, weil Muslime sich das ja nicht anhören müssen, wenn sie nicht wollen. Das Programm ist nicht tages-aktuell oder politisch. Das bieten schon genügend andere Sender. Bei ihnen geht es um christliche Werte und Ermutigung (*christian values and encouraging*). Muslime dürfen nicht konvertiert werden, das sei auch im fortschrittlichen Jordanien so. Das Königshaus ist ja *open-minded*. Das wäre wohl nicht das erste Problem. Schwierig ist es wegen dem familiären Umfeld. Da sind Ächtung oder gar Mordanschläge zu befürchten. Muslime sollen sich zwar unbedingt von ihrem Radio-Programm inspirieren lassen. Aber sie brächten sich in unnötige Probleme, wenn sie das öffentlich machen würden. In einem muslimischen Land kann das also auch nicht das Ziel sein, dass man lauthals seine Bekehrung verkündet. „Der christliche Glaube ist ja keine öffentliche Religion, sondern ein neues Leben in Christus.“ Wenn das Evangelium bei Muslimen auf ein offenes Herz trifft, muss man weise vorgehen. Sprich: mach nicht die Klappe zu weit auf, sondern lebe still und konsequent die *christian values*. So erfüllt er seinen Auftrag mitten in einer muslimischen Welt. Er soll das Licht nicht unter einem Gefäss verstecken, sondern auf einen Leuchter stellen, damit es vor den Menschen leuchtet.⁹

Mit diesem Missions-Verständnis kommen die Christen in Amman gut an. Die Muslime, mit denen ich ins Gespräch komme, reden nicht despektierlich über Jesus und die Christen. Da Jesus auch im Koran vorkommt, ist er unverdächtig. Die Christen haben einfach noch nicht geschnallt, dass die Offenbarung Gottes mit Mohammed ihre Krone aufgesetzt bekam. Allah hatte mit Jesus noch nicht alles gesagt. Diese versöhnlichen, theologischen Überzeugungen scheinen Allgemeingut im jordanischen Islam zu sein. Wenn man das so sieht, muss man Christen nicht bekämpfen. Man könnte sie höchstens belächeln als diejenigen, die etwas noch nicht mitbekommen haben. Man könnte etwas

⁹ Hier nimmt er Bezug auf ein Bild aus der Bergpredigt: *Man zündet nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäss darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.* Matthäus-Evangelium 5,15f.

von oben auf sie, die etwas begriffsstutzig sind und noch ein bisschen Zeit brauchen, herabschauen. Man kann aber aus dieser theologischen Pole-Position auch einfach gnädig sein. Und die Erfahrung des jordanischen Alltags hilft dabei: die Christen sind ja ganz nett und engagiert. Es ist Verlass auf sie. Sie wollen der Gesellschaft dienen. Sie engagieren sich in Flüchtlingslagern, in Schulen und in der Politik. Sie sind angenehme Nachbarn und Geschäftspartner. Sie belästigen uns nicht mit ihrer Theorie. Wieso sollten wir uns gegen solche Menschen richten?

Das wären also die guten Nachrichten für die Christen in Jordanien. Sie haben einen guten Ruf. Mein Gesprächspartner hat nun genug Vertrauen in mich gefasst, dass er mir das Tonstudio zeigen will. Auf dem Weg dorthin bittet er mich, dies nicht zu detailliert weiter zu erzählen. Das habe ich ihm versprochen. Adresse und Namen verrate ich also nicht. Auch wenn er nicht im Untergrund arbeitet oder etwas Verbotenes macht, so weiss man halt doch nie, ob sie zum Ziel eines Anschlags werden könnten. Die letzten islamistischen Attentate in Jordanien sind zwar schon zehn Jahre her. Aber Daesh & Co sind ja gar nicht so weit entfernt.

Freikirchliche Lösung für die Palästinenser-Problematik

Ich bin immer noch im Gespräch mit dem Mann, der die christliche Botschaft ins Radio bringt. Wir machen einen Exkurs über ein Thema, das die Jordanier schon über fünfzig Jahre bestimmt: die Palästinenser.¹⁰ Er leitet seine Ausführungen mit einem Satz und anschliessend ein paar Sekunden Pause ein: „Politik ist kompliziert.“

Er weiss, dass im Westen viele pro-jüdisch sind. Die Juden haben halt wegen ihrer weltweiten Zerstreuung ein gutes Netzwerk. Aber es ist halt doch auch wahr, dass zum Beispiel seine Grossmutter als kleines Mädchen ihr Haus verlassen musste, weil sich da einfach eingewanderte Juden breit machten, und dass sie froh war, dass Jordanien ihr Asyl gegeben hatte. Sein Lösungsansatz ist aber nicht, die ‚Urschuld‘ heraus zu destillieren. Das ist zu lange her. Und zu vieles ist seither passiert. Das zentrale Problem ist, dass niemand vergeben will. Die junge Generation leidet darunter, weil sie mit Hass vollgestopft wird. So wird der Konflikt weiter getragen. Und so kann es nie gut werden. Da wird das Feuer immer wieder entfacht. Es gibt neue Opfer, neuer Hass, ein ewiger Teufelskreis. Es ist menschlich gesehen nicht möglich zu vergeben, wenn einem das Kind, der Bruder oder die Eltern getötet werden. Vergebung ist etwas Schweres, aber er ist überzeugt: Jesus kann da helfen. Vergebung ist die Lösung.

Bruder im Pfingstler-Geist und Vanille mit Chocolate-Chips

Heute morgen besuche ich den Gottesdienst einer Freikirche pfingstlerischer Prägung. Es ist Sonntag, und sie nehmen keine Rücksicht auf den muslimischen Arbeitstag. Sie

¹⁰ Israel wurde wenige Tage nach der Staatengründung von einer arabischen Koalition angegriffen. Israel gewann diese kriegerische Auseinandersetzung. 400'000 Palästinenser flohen nach Jordanien. Nochmal gleich viele Flüchtlinge kamen nach dem Sechs-Tage-Krieg 1967 ins Land. In den Flüchtlingslagern bildete die PLO einen Staat im Staat und bedrohte die jordanische Monarchie. Im offenen Bürgerkrieg zerschlug König Hussein – der Vater des aktuellen Königs – die militärischen Einheiten der PLO. 1988 gab er alle Ansprüche auf das Westjordanland zugunsten der PLO auf. 1994 gelang ihm der Abschluss des Friedensvertrags mit Israel. Die beiden größten Städte Jordaniens, Amman und Zarqa, haben palästinensische Bevölkerungsmehrheiten von 90 bis 99 %.

weichen nicht auf den Abend aus. Die Welt soll wissen, dass Christen am Sonntag in den Gottesdienst gehen.

Die Kirche hat keinen Turm, aber ein Kreuz über dem Haupteingang. Als erstes bekomme ich Kopfhörer für die Simultan-Übersetzung in Englisch angeboten. Was in dieser Freikirche selbstverständlich ist, scheint für Landeskirchen eine Unmöglichkeit zu sein. Nicht nur in Amman, sondern weltweit. Wieso eigentlich? Nun, ich lass die Frage mal im Raum stehen und lasse mir dankend ein Gerät aushändigen, was mich in den Genuss von einem wunderschönen *british English* bringt. Ich bin guter Dinge, denn nun muss ich mir den Inhalt der arabischen Predigt nicht vage zusammenraten.

Die emotionale und sich hineinsteigernde Art des Predigens und vor allem des Betens kenne ich von den Pfingstkirchen in der Schweiz. Was ich noch nicht kenne: Hier wird Orgel und Klavier gespielt, und zwar gleichzeitig.

Die Gemeinde wird mit einer Bibelstelle¹¹ ermahnt, langsam im Zorn zu sein. Das ist viel schwieriger, als drauflos zu toben. Hört lieber mal etwas länger zu! Verklemmt euch, etwas Unbeherrschtes einzuwerfen!

Die Gemeinde – rund 80 Personen füllen die Bänke grad so – ist bei den Liedern kräftig mit dabei. Die Lieder kommen aus dem weltweiten „Pfingstrepertoire“. Liturgische Gewänder fehlen resp. sie werden ersetzt durch Strassenanzug und Krawatte.

Überhaupt ist die Gemeinde schön herausgeputzt. Es ist offensichtlich, dass sich das Milieu der Arrivierten hier wohl fühlt.

Im Anschluss folgt der Kirchenkaffee. Die meisten bleiben auf dem Weg dorthin im Plaudern stecken. Der Leiter freut sich über meinen Besuch und stellt mir seinen Bruder vor, der pensioniert ist und nun als freier Mitarbeiter in der Welt herumreist. Er verbringt rund 200 Tage pro Jahr im Ausland, um zu erzählen, was in der arabischen Welt so passiert. Er war auch schon in der Schweiz, namentlich erinnert er sich noch an die ‚Schleife‘ in Winterthur. Sie haben in Amman eine grössere Arbeit mit christlichen Irakern. Jeden Dienstag abend kommen rund 400 irakische Flüchtlinge ins Zentrum, um Gottesdienst zu feiern.

In ihrer Gemeinde gibt es muslimische Konvertiten. Offiziell sind sie immer noch Muslime. Es geht einfach nicht, dass Muslime Christen werden. Obwohl der König sehr für die Christen einsteht, so könnte auch er das wohl nicht ungestraft durchgehen lassen. Da würde er sich zu viele Feinde machen.

Auch mit den Syrern seien sie unterwegs. Dazu könne mir aber sein Bruder mehr sagen. Noch ein Bruder? Ich hake nach: „Du meinst Bruder im Geist?“ – „Nein, nein, richtige Brüder - im Fleisch!“ er lacht. Ich bekomme einen neuen Bruder – im Geist. Dieser erklärt mir, dass die Hilfe an Flüchtlingen in dieser Kirche ein ausgebauter Dienst ist. Er lädt mich ein, in zwei Tagen an einer Verteilaktion von Hilfsgütern mitzuhelfen. Um sicher zu gehen, dass ich sie finde, spazieren wir zum Treffpunkt. Auf dem Weg dorthin werden wir von einem Auto angehupt. Mein Bruder bleibt locker. „Das ist meine Schwester.“ – „Im Fleisch?“

Beim Spazieren durch die Gassen sticht mir ein Restaurant ins Auge. ‚56‘ heisst es, und es ist definitiv kein Touristenschuppen. Das reicht mir als Grund, ihm einen Besuch abzustatten. Über mehrere Treppen gelange ich zu einer Terrasse mit schöner Übersicht über die Stadt. Die etwas versteckte Lage macht dieses Lokal auch bei jordanischen Pärchen beliebt.

¹¹ Jakobus 2,19f. *Denkt daran, meine geliebten Brüder: Jeder Mensch soll schnell bereit sein zu hören, aber zurückhaltend im Reden und nicht schnell zum Zorn bereit, denn im Zorn tut der Mensch nicht das, was vor Gott recht ist.*

Die Speisekarte offenbart mir die Bedeutung des Restaurantnamens. 1956 wurde Mohammed Talal von den Briten die Führung der Armee übergeben.¹² Das war ein weiterer Meilenstein des jungen Staates auf dem Weg in die Unabhängigkeit.

Ich werde heute noch einen zweiten Gottesdienst besuchen, auf den ich sehr gespannt bin, habe aber noch etwas Zeit und schlendere durch die Rainbow Street. Es ist die Ausgangs- und Hängermeile für junge Menschen. Hier gönne ich mir mein erstes jordanisches Eis. Es ist *swiss made*. Es steht Mövenpick darauf. Da kann ja nichts schief gehen. Ich checke die Geschmackssorten. Sie sind nicht angeschrieben. Ich erkundige mich vorsichtig: „Ist das Stracciatella?“ – „Nein, Vanille mit Chocochips.“ – „Und das da, Amarena?“ – „Nein, Kirschen mit Vanille.“

Was soll's? Ich bestelle diese beiden Sorten. Und siehe: es schmeckt köstlich - nach Stracciatella und Amarena.

Die Kirche des Nazareners

Endlich ist es 19 Uhr. Ich besuche den Gottesdienst der *Church of the Nazarene*. Auf diese Kirche bin ich richtig neugierig, da sie sich nicht einer unserer etablierten Freikirchen verpflichtet fühlt.¹³ Ich nehme an, dass sie auch in ihrer Art des Feierns deshalb unabhängiger ist. Und was das bedeutet, möchte ich nun erleben.

Das Kirchengebäude wirkt unauffällig. Dass es eine Kirche sein soll, erkennt man lediglich an der Anschrift. Der Innenraum könnte irgend eine Versammlungshalle sein. Es stehen ein paar Stühle aufgereiht. Vorne entdecke ich ein altes Schlagzeug und ein noch älteres Klavier, in der Mitte ein wuchtiges Stehpult mit Mikrofon und Bildschirm (für den Redner). Dahinter prangt eine grosse Leinwand. Davor ist ein Beamer eingerichtet.

Unsicher mache ich meine ersten Beobachtungen stehend vom Eingangsbereich aus. Bin ich hier richtig? Eine Schar Kinder belegt die hintere Hälfte der linken Stuhlreihen. Rechts sitzen ein paar ältere Frauen. Der Pastor – erkennbar an seinem Collarhemd – bestätigt mir, dass jetzt dann Gottesdienst für alle ist, keine Kinderfeier oder ein MuKi-Treffen. Dann ist ja alles in Ordnung. Ich nehme Platz. Jetzt erst fällt mir ein gut dreissigjähriger Mann in weissem Hemd und sorgfältig zurückgekrempelten Ärmeln auf. Er ist mit der Technik beschäftigt. Nun stellt er sich hinter das Rednerpult und beginnt ansatzlos und ohne Vorwarnung zu beten. Und wie! Innig, aber nicht pathetisch. Völlig ungekünstelt redet er dort vorne mit seinem Gott. Wir dürfen zuschauen, oder mitbeten, oder noch ein bisschen schwatzen, oder auf die Toilette gehen. Das stört ihn nicht. Er hat jetzt mit Gott zu reden. Er bittet um Gottes Hilfe für den bevorstehenden Gottesdienst.

¹² Mir fällt immer wieder mal auf, wie selektiv Geschichte wahrgenommen wird. In diesem Beispiel stimmt zwar, dass die Briten 1956 den Oberbefehl der Armee abgaben. Sir John Glubb aber wurde abgesetzt. Weil König Hussein befürchtete, dass dieser die Armee nutzen könnte, um einen Putsch durchzuführen, musste der Brite einen Tag nach der Amtsenthebung ausser Landes gehen. Seine Frau und er packten ihre Sachen, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren. Am Morgen reisten sie nach England zurück. Der Nachfolger war nicht Prinz Mohammed Talal. Der musste sich noch zwei Jahre lang in Bagdad ausbilden lassen und übernahm erst 1958.

¹³ Sie hat ihre Anfänge in der methodistischen Bewegung, spaltete sich aber bald ab, weil sie das Thema der Heiligung mehr betonen wollte. Erst steckte noch das Wort „pentecostal (pfingstlerisch)“ in ihrem Namen. Von der Pfingstbewegung wollten sie aber auch nicht vereinnahmt werden, so dass sie bis heute einfach die „Kirche des Nazareners“ sind. In ihren Gottesdiensten gilt grundsätzlich die liturgische Freiheit. Es gibt keine Texte oder Ordnungen, die berücksichtigt werden müssen. Der Geist wehe!

Zwischen den Bitten lässt er sich immer wieder mal so drei bis fünf Sekunden Zeit, um die Worte wirken zu lassen. Da wird nicht ein liturgisch-gefeilter Text runtergeleiert, da werden nicht die abgegriffenen Standardbitten abgefeuert, da wird Gott nicht vom Himmel hinuntergezert, da braucht es kein Crescendo und kein Tremolo in der Stimme – der Mann steht locker über das Stehpult gelehnt und ist in einem unaufgeregten und doch engagierten Gespräch mit seinem Gott. Fünf Minuten lang. Mir imponiert's. Mir hilft es, selber in eine entspannte Ruhe zu kommen.

Ohne das Gebet mit dem üblichen *Amiin* abzuschliessen, geht er auf einmal durch die Stuhlreihen nach hinten und verschwindet hinter einer Seitentüre. Kurze Pause. Er taucht wieder auf, stellt sich hinter das Stehpult und schaut uns in aller Ruhe schweigend an. Dann erklärt er, dass er jetzt den Psalm 66 lesen wird. Dafür hat er sein iPad mit dabei. Auch diese Lesung geschieht mit Pausen. Er scheint die einzelnen Aussagen wie zum ersten Mal zu entdecken. Er liest mit unmittelbarer, innerer Beteiligung, ohne zum Schauspieler zu werden. Er spielt nicht was vor, sondern teilt mit uns den Psalm. So natürlich. So ungekirchelt.

Nun folgt die Anbetung, ein liturgisches Element, das man in allen Kirchen antrifft. Klavier und Schlagzeug unterstützen den Gemeindegesang. Ich kenne kein einziges Lied. Kein Wunder, denn es sind Anbetungslieder aus Ägypten. Die Lieder sind fröhlich und einfach. Die Gemeinde lässt sich vom *worship leader* mitreißen. Zwischen den Liedern ermuntert er uns mit Psalmversen und eigenen Worten, von Herzen mitzubeten und konzentriert zu bleiben. „Amiin?“ Er lächelt uns gewinnend an. „Amiin!“ antworten wir und lächeln zurück. Die Anbetung endet mit einer Zeit der Busse, dafür gönnt er uns eine längere Stille.

Die Kinder sind mittlerweile in ihr Programm geschlichen. Nach und nach füllten sich die Plätze. Der letzte Besucher trifft 19:45 Uhr ein. Gerade rechtzeitig für die Predigt. Es kommt ein anderer Mann nach vorne. Auch er in lässig coolem Outfit: Jeans und schwarzes Hemd. Seine Frisur und die Hornbrille erinnern mich den jungen Martin Bühlmann, den Gründer der Vineyard Bern. Auch sein Predigtstil ist vergleichbar. Ab und zu gibt es etwas zu lachen. Aber das hindert ihn nicht, seine Botschaft leidenschaftlich rüberzubringen. Er ist im Kontakt mit der Gemeinde, mit jedem einzelnen. Es ist ihm wichtig, dass seine Botschaft bei jedem einzelnen ankommt. Er ist der erste Prediger, der nicht Hoch-Arabisch, sondern im jordanischen Dialekt spricht. Das ist mir ja eigentlich sympathisch, aber er zeigt mir deutlich meine Grenzen auf ... Ich verstehe Bahnhof, aber ich erlebe etwas: einen Erzähler mit Leib und Seele. Es redet der ganze Mensch. Er schleicht wie eine Katze um den Pult herum, um wieder hervorzuspringen, die Arme in ständiger Arbeit, um das Gesprochene zu unterstützen. Die Finger am Snippen, die Hände am Klatschen. Er inszeniert Gespräche und Begegnungen, lässt uns dabei nie aus dem Blick, erhält auf seine Fragen – auch auf die rhetorischen – Antworten aus der Gemeinde und strickt daran weiter. Wenn er das Rednerpult aufsucht, um den Faden wieder zu finden, lädt er sich mit ungeduldigem Fingertippen auf das Pult wieder auf. Er ist auch der Erste, der sich nicht um die Normlänge einer Predigt kümmert. Er benötigt vierzig Minuten, um zu sagen, was unbedingt gesagt werden muss. Die Zeit vergeht bei dieser Darbietung wie im Flug. Der Typ sprudelt vor Leben und Lust, es mit uns zu teilen. So ist das direkt anschliessende Gebet zu verstehen. Er betet mit offenen Augen, mit Körpereinsatz und nicht zu knapp. Nun übernimmt der *worship leader* wieder und führt uns in die Fürbitte. Alle sollen frei für sich und andere beten, während das Klavier das Gemurmel mit Musik unterlegt. Einzelne gehen nach vorne und lassen die Leiter für sie beten. Das geschieht ganz unauffällig. Es wird keine Show daraus gemacht, keine Effekthascherei zelebriert. Anschliessend kommt ein schüchterner junger Mann nach vorne, um ein ermutigendes Erlebnis mitzuteilen. Der Pastor, der bis anhin nur beim Beten ein bisschen mitmachte,

wirbt abschliessend noch für die nächsten Anlässe und spricht dann einen Segen. *That's it!* Alles in allem zwei kurzweilige Stunden.

Es gibt keinen Kirchenkaffee, aber eine sehr warmherzige Steh-Gemeinschaft. Sechs Menschen wagen sich im Lauf dieses allgemeinen Small-Talks an mich heran, um mich willkommen zu heissen und ein bisschen auszufragen.

Ich erfahre noch, dass sie viele Iraker in ihrer Gemeinde beheimatet haben. Deshalb war nur die Predigt in jordanischem Dialekt. In meiner Kirchengemeinde machen wir es umgekehrt – die Predigt auf deutsch, damit unsere Ausländer sie verstehen. Das Drumherum darf dann Dialekt sein.

Orientalische Begrüssungen

In der arabischen Welt begrüsst man sich ausführlicher als bei uns in der Schweiz. Das fiel uns schon bei den Iranern¹⁴ auf, die sich in den letzten Jahren zu unserer Kirchengemeinde dazugesellt haben. Sie sagen nicht einfach Hallo, sondern legen grad noch ein schnelles *Wie-geht-es-wie-geht-es-der-Familie-der-Frau-den-Kindern-alles-gut?* nach. Es ist, als ob zuerst ein Raum für die Begegnung geschaffen werden muss. Und in diesem Raum gehört die Familie dazu, die gehört zu jedem Menschen dazu, die macht ihn aus. Unsere individualistischen Exzesse stossen bei ihnen auf Mitleid.

Eine verspielte Art, die Innigkeit einer Freundschaft bereits bei der Begrüssung zu zelebrieren, habe ich heute zufällig beobachten dürfen. Es fängt ganz normal an: Küsschen auf die rechte Wange, Küsschen auf die linke Wange. Dann eine kurze Verzögerung und noch ein Küsschen auf die linke Wange. Schliesslich mit dem ganzen Oberkörper im Zeitlupentempo zurücklehnen, um Schwung zu holen für ein drittes und letztes Küsschen auf die linke Wange. Ein verschwörerisches Augenzwinkern – willkommen in meinem Herzen!

Supplément: An meinem letzten Tag konnte ich auf dem Flughafen berührende Abschieds-Szenarien von Familiengliedern beobachten. Nach dem oben beschriebenen Ritual gab es noch von Vater resp. Mutter eine Hand auf den Nacken gelegt und einen Schmatz auf die Stirne platziert.

Pragmatische Flüchtlingshilfe

Global Hope Network International nimmt mich also mit, wenn sie ihre Hilfsgüter verteilen. Diese weltweit agierende Organisation hat ihren Hauptsitz in der Schweiz. Hier in Jordanien lerne ich sie kennen. Mit acht – ziemlich fetten – Privatautos fahren wir nach Madaba, wo die christlichen Gemeinden Kontakte mit irakischen und syrischen Flüchtlingen pflegen. Sie vermitteln uns die Adressen. (Wir gehen also nicht in ein Flüchtlingslager, da dort die UNHCR zuständig ist. Eine geschätzte halbe Million neue Flüchtlinge sind im Land verteilt. Was nicht heisst, dass sie hier Heimat suchen. Die drei Familien, die ich kennen lernen werde, haben alle Anträge für Asyl in westlichen Ländern eingereicht. Australien und Kanada gehören zu ihren Favoriten.) Man will nicht nur Güter abliefern, sondern auch Teilnahme zeigen, ins Gespräch kommen und ermutigen, sprich: beten. Dieses Angebot wird jedes Mal dankbar angenommen. Die syrischen und irakischen Familien sind vertriebene Christen. Ihr Glaube ist etwas von dem wenigen, das ihnen geblieben ist. Sie sind Gott dankbar, dass sie es bis hierher geschafft haben. Immer wieder wird ein *Hamdulillah*¹⁵ oder *Aschkur illahi*¹⁶ ins Gespräch

¹⁴ Einverstanden. Iraner sind keine Araber. Sie pflegen aber die gleiche orientalische Lust an ausgiebigen Begrüssungs-Ritualen.

¹⁵ Gott sei Dank

eingeworfen. Eine junge Familie hat wohl die besten Aussichten: beide Eltern haben studiert, sie sprechen fließend englisch. Mit ihrer dreijährigen Tochter sind sie noch recht flexibel, wirken aber in der jetzigen Situation in der kahlen Wohnung einfach nur verloren. In einer anderen Wohnung sind zwei Familien zusammengepfercht. Das sei halt günstiger. Die Mütter sind Schwestern. Ich schätze mal, dass sie zusammen ungefähr acht Kinder haben. Immer wieder taucht eins auf, um uns artig zu begrüßen und die Stube anzufüllen. Die Schar und die spürbare familiäre Verbundenheit verleiht dem trostlosen Raum eine Herzlichkeit, die sich tapfer dem bitteren Schicksal entgegenstellt. Die Väter sind nicht da. Sie suchen Arbeit. Irgend etwas.

Am traurigsten ist das Loch, in dem ein älteres Paar mit Hilfe ihrer Tochter irgendwie zu überleben versucht. Er ist 68 Jahre alt und seit zwölf Jahren blind; seine Frau dürfte ungefähr gleich alt sein. In Madaba sind die Mieten günstiger als in Amman, weshalb viele Flüchtlinge hier unterkommen. Diese Familie zahlt monatlich rund 200 Franken, aber sie wissen noch nicht, ob sie die fällige Miete zahlen können. Im Gespräch suchen wir nach hoffnungsvollen Ansätzen, nach klitze-kleinen Lichtblicken. Die Hilfsgüter übergeben wir nicht feierlich, sondern stellen sie beim Hereinkommen ganz nebenbei in eine Ecke. Es sind Plastiksäcke gefüllt mit Lebensmitteln, die wohl für einen Monat reichen werden. Dort, wo Kinder sind, legen wir noch Kleider bei. Nur die Schuhe werden kurz ein Gesprächsthema. Wir wollen sicher sein, dass die Grösse stimmt. Den Familien scheint dies aber weniger wichtig zu sein. Sie deuten an, dass sie alles auch tauschen können.

Ehrlich gesagt war ich etwas skeptisch, was diese Verteilaktion betrifft. Angesichts der Limousinen, in denen wir hierher chauffiert wurden, nehme ich an, dass hier Almosen abgegeben werden. Aber für die Empfänger sind das Hoffnungszeichen. Sie freuten sich auf uns, wollten unbedingt etwas auftischen und teilten sich offen mit. Ihre grösste Freude schien zu sein, dass da jemand an sie denkt. Die meisten besuchen die ortsansässige Kirche, die ihnen hilft, soziale Kontakte zu knüpfen.

Diese Aktion findet übrigens nur zweimal im Jahr statt. Die nachhaltige Hilfe soll durch die Kirchgemeinde passieren, die dies aber wiederum nicht mit Hilfsgütern macht. Sie bietet vielmehr Beratung, Begleitung und Seelsorge an.

Ich habe das Glück, dass heute Hal Jones, der Gründer und CEO von Global Hope Network International¹⁷, mit dabei ist. Es ist ein Hawaiianer, der seit Jahren in Genf wohnt. In Genf ist auch der Hauptsitz seiner Organisation. Hal Jones ist ein sympathisches, gewieftes Bürschchen mit warmherziger Ausstrahlung und schelmischem Lächeln. Er erklärt mir, wie wichtig es ist, den Hauptsitz in der Schweiz zu haben. Früher waren sie in Frankreich, aber da gab es Länder, die ihre Hilfe ablehnten. „Wenn du aus der Schweiz kommst, darfst du in jedem Land Hilfe anbieten.“ Auf seinen Reisen hat er viele Muslime kennen gelernt, die ‚innerlich‘ Christen sind. Heute ist er in Jordanien, weil sie einen Film drehen möchten. Dank dieser Film-Doku bekommt unsere Gruppe die Gelegenheit, ein weiteres Projekt von Global Hope Network kennen zu lernen. Etwas westlich von Madaba steht in einem ländlichen und ärmlichen Dorf *the house of Ruth*¹⁸. Die Projektidee: Hier sollen Frauen gefördert und ermutigt werden, auf dass sie wie die biblische Ruth zu einem Segen für ihr Land werden. Das Haus ist ein Zentrum, in dem sich Frauen des Dorfes treffen, um zu nähen und auszutauschen. Neben den Nähmaschinen hat es auch ein paar Computer. Hier kann man *Office World* kennen lernen. Ursprünglich wollte Global Hope ein Zentrum für Flüchtlinge anbieten. Sie

¹⁶ Ich danke meinem Gott

¹⁷ <http://www.globalhopenetwork.org/>

¹⁸ Dieser Name nimmt Bezug auf die biblische Ruth, die ja eine Moabiterin war, die dann nach Israel geflohen ist. Die Gegend um Madaba entspricht dem alten Moab.

brachten sie aus den anderen Dörfern hierher. Die ansässige Bevölkerung fragte dann nach, ob sie auch vorbeikommen dürften. Das würde ihnen auch helfen. Klar dürfen sie!

Ich habe noch ein zweites Glück: Zum allerersten Mal ist bei der Verteilaktion ein Scheich aus Bahrain mit dabei. Er hatte mal Bekanntschaft mit dem jordanischen Leiter von Global Hope gemacht. Dieser lud ihn spontan ein, sich die Arbeit von Nahem anzusehen. Und so thront er auf dem Beifahrersitz des blank polierten SUVs mit Fisch-Kleber auf dem Heck. Beim einfachen Mittagessen im Stuhlkreis legt er seine würdevolle Zurückhaltung ab, als er vernimmt, dass ein Schweizer in der Runde sitzt. Er selber geht drei bis viermal in die Schweiz, hat da ein Haus in Montreux. Im Laufe des Gesprächs erfahren wir, dass er nicht nur in die Schweiz reist, sondern nach Amerika, Kuba, Frankreich usw. Er kennt sich mit den Fluggesellschaften aus und weiss, in welcher Businessklasse was serviert wird. Air France kommt bei ihm ganz schlecht weg, sorry. Obwohl dieser Mann milliardenstark zu sein scheint, hat er überhaupt nichts Herrisches an sich. Er lässt sich auf ein spannendes Gespräch über Gott und die Welt ein, referiert seine Meinung und stellt interessierte Fragen. Auch politische Themen sind nicht tabu. Wie er denn zu Assad stehe, nimmt mich wunder. Für diese Antwort muss er diplomatisch ausholen. Der Präsident von Syrien hat viel Gutes geleistet, aber er hat es mit den Folterungen übertrieben. Hal Jones verrät mir später, dass Assad bei den Golfstaaten vor allem unten durch ist, weil er sich zu sehr an den Iran gehängt hat. Die arabische Welt ist nicht ein Herz und eine Seele, wie es manchmal nach aussen wirkt. Nicht mal mehr ein gemeinsamer Feind wie Amerika oder Israel vermag die arabischen Länder wirklich zu vereinen¹⁹. Die Golfstaaten kommen zum Beispiel in Jordanien nicht gut weg. Aktuell wird kritisiert, dass diese reichen Länder keine Flüchtlinge aufnehmen, während Libanon und Jordanien zu Minderheiten im eigenen Land werden.

Wie viele Frauen braucht ein Mann?

Am Abend bin ich eingeladen. Ein Jordanier, mit dem ich schon ein paar Mal geredet habe, will mir seine Familie vorstellen. Er holt mich mit seinem klapprigen Auto vor dem Hotel ab. Die halb-stündige Verspätung erklärt er damit, dass er für eine unvorhergesehene Reparatur eine Garage aufsuchen musste. Immerhin: er besitzt ein Auto! Auch wenn es in einem Zustand ist, das in der Schweiz nicht mehr durchgehen würde, wird mein Gastgeber nicht zur ärmsten Schicht gehören.

Wir fahren in einen sauberen, aber nicht prunkigen Stadtteil. An jeder Ecke befinden sich mehrere Überwachungskameras, denn hier in der Nähe befindet sich die israelische Botschaft. Sie ist mit zwei Zufahrtskontrollen gesichert, so dass man nicht in Steinwurfnähe vorbeispazieren kann. Mein Gastgeber stört sich nicht an dieser Überwachung. Es macht sein Quartier zum best gesicherten. Wir biegen in eine Tiefgarage eines vierstöckigen Häuserblocks ab. Beim Lift erwartet uns der Hausmeister, ein Ägypter, der nicht hier wohnt, sondern arbeitet. Man kann ihn – wie ich später feststelle – auch zum Einkaufen schicken, wenn einem grad die Milch ausgegangen ist.

Als erstes werde ich von seiner Mutter begrüsst. Sie hat für uns *Bamia* gekocht, eine jordanische Spezialität (Reis mit Gemüse und Pouletstückchen in einer Pfanne vermischt); sie selber isst nicht mit uns. Ab und zu steckt sie ihren Kopf durch die Tür und befiehlt ihrem 35-jährigen Sohn, meinen Teller wieder aufzufüllen. Sie ist verheiratet, aber ihr Mann wohnt in einer anderen Wohnung, weil er den Familientrubel

¹⁹ Dies wurde 1991 offensichtlich beim Golfkrieg, bei dem eine Allianz von mehr als zwanzig Ländern, unter anderem auch Saudi-Arabien unter der Führung von Amerika gegen den Irak kämpfte.

nicht mehr aushält. Er braucht einfach mehr Ruhe, was von seinen Kindern und seiner Frau akzeptiert wird. Ich finde es eigentlich gar nicht so ‚trubelig‘ in dieser Wohnung, die aus schätzungsweise acht geräumigen Zimmern besteht.

Mein Gastgeber beteuert mir mehrmals, wie sehr er sich freut, dass ich seine Einladung angenommen habe. Er hätte sich damals fast nicht getraut, mich zu fragen. Er macht mir auch mehrfach deutlich, wie wichtig es für ihn ist, dass ich mich bei seiner Familie zu Hause wohl fühle.

Apropos Familie: Auf einmal steckt eine junge Frau ihren Kopf zur Tür rein. Es ist seine 27-jährige Schwester, Archäologie-Studentin. Sie setzt sich zu uns und quasselt frisch und munter drauflos. Sie ist westlich gekleidet, verzichtet auch auf eine Kopfbedeckung und hat moderne Ansichten. Sie ist nebenbei ziemlich witzig und eine begeisterte Muslimin. Wenn man den Koran richtig lesen und alles einhalten würde, wäre man ein Engel. Aber das schafft leider niemand ... Es gibt Stellen im Koran, die sich auf den ersten Blick nicht mit ihrer modernen Umwelt verbinden lassen. Man muss aber genauer hinschauen, um die tiefere Wahrheit zu entdecken. Um dies zu erklären, führt sie ein Beispiel an, mit dem sie sich wohl intensiv ausgesetzt haben muss: der Koran erlaubt ja einem Mann, bis zu vier Frauen zu heiraten. Da möchte man als Frau spontan heftig widersprechen, aber man wisse ja von der Psychologie, dass ein Mann an einer einzigen Frau nicht genug haben kann. Er sei biologisch so geschaffen, dass er nicht einer einzigen Frau treu bleiben kann. Diese Begründung kenne ich bereits²⁰. Es überrascht mich nur, dies von einer emanzipierten Akademikerin so leidenschaftlich vorgetragen zu bekommen. Wenn man die Probleme anschaut, die die westliche Gesellschaft mit ihrem monogamen Modell hat, so ist man(n) versucht, ihr beizustimmen. Trotzdem wage ich ein Gegenargument: „Ich bin ein lebendiges Gegenbeispiel. Ich habe nur eine Frau und finde das gut so.“ Sie schaut mich kritisch an, dann erklärt sich mich lachend zur Ausnahme der Regel, um fröhlich ihre Theorie weiter zu spinnen. Erst als ich sie frage, ob es ihr denn nicht gefallen würde, wenn ihr zukünftiger Mann sich nur mit ihr begnügen würde, gesteht sie mir zu, dass dies ein schöner Gedanke sei, den sie durchaus hege. Sie wird ihn übrigens auch selber auswählen, auch wenn ihre Eltern ständig Vorschläge machen.

Wie ihr Bruder ist sie der Meinung, dass alle drei Offenbarungen – Thora, Bibel, Koran – zu respektieren seien. Sie kommen von dem einen Gott und wollen alle dasselbe. In ihrer Familie sei diese tolerante Haltung schon immer gelebt worden. Als sie einmal in der Grundschule ihre Lehrerin gefragt habe, wieso denn alle so schlecht über die Juden reden, sei sie heftig angeschrien und geschlagen worden. Die Lehrerin hat sie an den Haaren aus dem Klassenzimmer gezogen. Ihr Bruder nickt, er hat Ähnliches erfahren. Deshalb redet er nicht mehr öffentlich darüber. Aber es leuchtet ihm einfach nicht ein, dass ein ganzes Volk restlos böse oder nur gut sein soll. Sein Credo lautet: „Gott hat nicht Völker geschaffen, sondern Menschen.“

Lange Jahre diente er in der jordanischen Armee. Im Irak erlebte er, wie viele seiner Kameraden starben. Mit der Zeit ging ihm auf, dass er in seinem Leben am falschen Ort gelandet war. Er wollte für den Frieden kämpfen, etwas Gutes für sein Land tun. Jetzt ist er eine Marionette von einem gewissen Herrn Bush geworden. Er quittierte den Dienst.

²⁰ Nach klassischem islamischen Recht ist die Polygynie (Vielweiberei) erlaubt. Die Beschränkung auf vier Ehefrauen wird aus dem Koran abgeleitet. In Sure 4,3 steht:

„Und wenn ihr fürchtet, den Waisen nicht gerecht werden zu können, nehmt euch als Frauen, was euch gut erscheint, zwei oder drei oder vier. Doch wenn ihr fürchtet, ihnen nicht gerecht werden zu können, heiratet nur eine ...“

Genau genommen geht es hier und im vorangehenden Vers um Waise, die von ihren Vormündern geheiratet werden können. Daraus eine allgemeine Regel herzuleiten, ist ein bisschen - sagen wir mal - gewagt.

Die einzigen Erinnerungsstücke aus dieser Zeit ist eine Schuhschachtel voller Medaillen und Auszeichnungen. Er schenkt mir eine.

Es sei nicht einfach gewesen, sich wieder zu Hause einzugliedern. Er hatte sich ja angewöhnt, Befehle zu bellen und Gefühle zu unterdrücken. Seine Schwester liess sich das nicht gefallen – und das war seine Rettung. Immer wenn er schwierig wurde, kam sie auf ihn zu und flüsterte ihm etwas Gutes ins Ohr. Das hat ihn langsam wieder ins Leben zurückgeholt.

Für die Syrienflüchtlinge sieht er schwarz, auch für diejenigen, die es in die EU geschafft haben. Deutschland mag ja guten Willen zeigen, aber diese Menschen sind vom Krieg traumatisiert. Es geht nicht nur um eine Wohnung und etwas zu essen. Hunderttausende werden eine aufwendige Therapie benötigen, um ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Schliesslich gesellt sich noch die jüngste Schwester hinzu. 26 Jahre, Journalismus-Studium. Sie durchschaut sofort, dass ich unbedingt noch ein zusätzliches Kissen für meinen Rücken brauche, damit ich es auch wirklich richtig bequem habe. Zudem erkennt sie, dass es Zeit für mich ist, einen Kaffee zu trinken, den sie grad selber zubereitet. Und schliesslich ist sie der Meinung, dass ich beim grossen Fest am kommenden Wochenende nicht allein sein sollte. Den Samstag werde ich mit ihnen verbringen! Mittlerweile ist es ein Uhr und ich gehe zurück ins Hotel. Beinahe hätte mir die Familie eines ihrer Zimmer hergerichtet, damit ich für den Rest meiner Zeit bei ihnen wohne.

Tags darauf treffe ich meinen Gastgeber auf der Strasse. Er versichert mir, dass seine Familie mich bereits vermisst. Und dass seine beiden Schwestern schon alle Lindor-Kugeln verdrückt haben, die ich als kleines Dankeschön mitgebracht hatte.

Hä?

Eines der ersten Wörter, die ein Arabisch-Schüler lernt, ist *Ma*. Auf deutsch heisst das ‚Was‘. Man sagt nicht ‚Wie heisst du?‘ sondern ‚Was ist dein Name?‘ Auf arabisch kann man das ‚ist‘ auslassen. So kommt man auf *Ma ismak?* - ‚Was Name-dein?‘

Wie merke ich mir *ma*? Ich bilde eine simple Eselsbrücke: *ma* tönt wie ‚quoi‘. Etwas Besseres kommt mir nicht in den Sinn. Das ist bei Eselsbrücken ja auch nicht nötig. Das wacklige Gestell wird schon halten, bis das Hirn den Sprung über den Graben auch ohne Brücke schafft. Mit der Zeit merke ich, dass ich nie *ma* antreffe, wenn ich arabische Leute reden höre. Sie sprechen es ein bisschen anders aus, nämlich *mä*. *Ma* sei eher gediegen, wirke fast schon gestelzt. Aha. Ich suche eine neue Brücke. Und werde schnell fündig: der gediegene Engländer sagt ja auch ‚tschaans‘ und der sprachlich weniger genierte Amerikaner ‚tschääns‘. Beides heisst ‚Schonse‘ und schreibt sich so: Chance. Bei diesem Beispiel kommt mir für eine Sekunde der Gedanke, dass arabisch dagegen ein Klacks ist... aber ich bin noch nicht angekommen, denn in Jordanien und Syrien sagt man weder *ma* noch *mä*, sondern *schu*. Das ist so etwas von unherleitbar! Ich entscheide mich, es meinem Hirn auch ohne Gedächtnishilfe zuzumuten. Ziemlich viel Aufwand für ein einziges Wörtchen. Nun, wenn mich jemand nicht versteht, werde ich es ja immer wieder zu Ohren bekommen: „Was hast du gesagt?“ – das ist dann auch bald wieder passiert. Aber mein Gegenüber sagte nicht *Schu*? sondern *Esch*? Das heisst nämlich auch ‚Was?‘ Wie aus der Hüfte geschossen antworte ich in gediegenem Schweizerdeutsch: „Hä?“

Unterwegs zu ganz viel Musik – Hallelujah!

Heute beginnt das viertägige Fest *Eid al-Adha*²¹. Die jordanische Gesellschaft fährt herunter. Vier Tage lang wird keine Zeitung erscheinen. Tausende pilgern nach Mekka. Der Grossteil bleibt in Jordanien und verlebt die Feiertage im Kreis der Familie. Ich unternehme einen Tages-Ausflug nach Dscherasch. Auf dem Weg zur Busstation durchquere ich ein Wohnquartier und werde unverhofft Zeuge, wie vier Männer auf dem Bürgersteig (!) ein Schaf schlachten, d.h. schächten. Das Tier lässt sich auf den Boden drücken, die Halsschlagader freilegen und aufschneiden. Es gibt keinen Ton von sich. So ist das also, wenn „ein Lamm sich ohne Gegenwehr töten lässt“²².

Der Bus nach Dscherasch ist schon fast voll, als ich einsteige. Das stimmt mich zuversichtlich, denn der Chauffeur wird erst losfahren, wenn jeder Platz mindestens einmal besetzt ist.²³ Nach zehn Minuten ist es soweit.

Es sind vor allem Familien, die sich - und vor allem ihre Kinder - herausgeputzt haben und in die Dörfer zu den Grosseltern rausfahren. Es kommt mir ein bisschen wie Weihnachten vor, einfach 40° wärmer. Vor mir sitzt ein Mädchen auf dem Schoß ihres Vaters. Trotz der Hitze hat sie ihren Kopf auf die Schulter ihres Vaters gelehnt und mustert mich aus ungefähr 30 cm Entfernung ausgiebig. Ich komme mir vor wie ein Ausserirdischer. Könnte sein, dass ich als Tourist hier eine Grenze überschritten habe. Die Leute sind nicht mehr unter sich, da hat sich ein Fremdkörper reingedrängt. Wie würde ich wohl schauen, wenn ein saudischer Scheich in ‚meine‘ S-Bahn sitzen würde und so täte, als ob das ganz normal sei?

Mein Reiseziel ist nicht eine Familie, sondern das biblische Gerasa. Heute heisst der Ort Jerash (Dscherasch ausgesprochen) und ist mit 40'000 Einwohnern die drittgrösste Stadt Jordaniens. Vor allem ist sie für alle archäologie-affinen Menschen ein *must*. Ihre Ruinen präsentieren eine der besterhaltenen römischen Provinzstädte der Welt. Normalerweise muss die Fantasie an solchen Stätten noch einigen Aufwand treiben, um sich die damalige Szenerie auszumalen. Hier ist eine ganze Stadt so gut erhalten, dass man unmittelbar in die Antike versetzt wird. Vom vorgelagerten Triumphbogen, den mächtigen Eingangstoren, Hauptstrasse, Versammlungsplatz, Theater, Zeus- und Artemistempel, byzantinische Kirchen – ich bin ganz hin und weg!

Mein Anstoss für den Ausflug war aber ein abendliches Konzert mitten in der antiken Stadt.²⁴ Jeff Gutt ist der Haupt-Act. Zwei einheimische Formationen stellen die Vorgruppen. Rund 500 Personen füllen das Halbrund des Amphitheaters. Das Publikum erscheint in westlichem Outfit. Sie verhalten sich auch so: steter Blick aufs Handy, Selfie hier, Selfie da, Küsschen zur Begrüssung, Schauen-wer-sonst-noch-da ist, Winke-Winke, Durchmischung der Geschlechter. Kopftücher werden nur von ein paar Familienmüttern getragen. Die Stoffe sind farbig, abgestimmt auf die Kleidung. Schwarze

²¹ Das Opferfest ist das höchste islamische Fest. Es wird zum Höhepunkt des Haddsch gefeiert, der Wallfahrt nach Mekka. Hintergrund ist die Geschichte aus dem Koran, die erzählt, wie der Patriarch Ibrahim beinahe seinen Sohn Ismael schlachtet, um ihn Allah zu opfern. Dieser verhindert dies, indem er ihm alternativ einen Widder schenkt.

²² Dieses Bild verwendet Jesaja in einer Prophezeiung, die von der Kirche auf Jesu Hinrichtung bezogen wird: Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf. – Jesaja 52,7b

²³ Der Fahrplan der öffentlichen Busse wird vom Andrang der Passagiere bestimmt. Man kann auch mit dem Chauffeur absprechen, wo er für einen halten soll. Es ist die günstigste Art der Fortbewegung. Das können sich fast alle leisten. Hier trifft man die untere Mittelschicht und Studenten an. Man sitzt relativ gedrängt, weshalb besser Gestellte lieber Taxi fahren. In 40 Minuten schaffen wir 40 km. Dafür bezahle ich 1.50 Franken.

²⁴ Dscherasch führt jedes Jahr im Juli/August sein mehrtägiges Musikfestival durch. Die ursprüngliche Initiative dazu kam von Königin Noor. Sie war der Meinung, dass diese Kulisse, das römische Amphitheater, atemberaubend ist. Und es ist so. Das Festival hatte ich verpasst, aber im September fand noch ein Benefizkonzert statt, auf das ich in der Zeitung in einem Dreizeiler-Inserat aufmerksam gemacht wurde.

Ganzkörperverschleierung entdecke ich nur bei zwei Frauen. Zwei Spaghettiträger-T-Shirts halten dagegen. Die aufgetürmten Lautsprecherboxen verheissen ein ‚intensives‘ Hörerlebnis. Mich erstaunt, wie viele Familien mit Kleinkindern die vorderen Ränge füllen.

Die Gruppe Murabba¹ vermischt westliche Popmusik mit arabischer Gesangstechnik. Das Schlagzeug wirft pro Lied ein komplexes Rhythmusmuster hin, variiert dann aber im Lied selber nur wenig. Das mag wohl auch orientalisches motiviert sein. Mich langweilt es ein bisschen, und das junge Publikum ist auch nicht so bei der Sache. Den 30-40 jährigen gefällt's. Sie sind die einzigen, die eine Zugabe skandieren. Der Moderator zieht aber sein Programm durch und holt nun „*the voice of Jordan*“ auf die Bühne. Er hat sie im Publikum entdeckt, und so darf sie spontan und a cappella *wake me up* von Avicii singen. Das tönt jetzt ganz und gar nicht mehr orientalisches, sondern schlicht und einfach nach Rihanna.

Dann sitzen wir eine nervöse Solistin ab, die nicht genug beteuern kann, wie sehr sie sich freut und wie toll wir sind. Ich nehme ihr beides natürlich ab. Endlich kommen die eigentlichen Stars des Abends aus den USA. Schon optisch geben sie her, was ihr Herkunftsland verspricht: coole Frisuren, zerrissene Jeans, Ganzarmtätowierungen. Zudem stehen sie nicht die ganze Zeit schön brav hinter den Mikrofonständern. Die Amis dürfen etwas lauter spielen.

Die Teenies neben mir sind nun hellwach. Es hält sie nichts mehr auf dem Sitzplatz. Sie wippen mit, singen mit, kreischen und filmen mit ihren Smartphones. Und immer wieder entflieht ihnen ein *O my god!* – auf Englisch, *for sure*. Zwischen den Liedern fordern sie unermüdlich im Sprech-Chor *Hallelujah! Hallelujah!* – eine Coverversion des Klassikers von Leonard Cohen. Jeff Gutt lässt sich gegen Schluss erbarmen. Nun ist das Publikum ganz aus dem Häuschen. Sie laden eine brennende Kerze auf den Bildschirm ihrer iPhones und schwingen sie über ihren Köpfen hin und her. So wie man das halt in solchen Momenten weltweit macht ...²⁵

Willkommen in einem Bus voller Flüchtlinge

Es ist Mitternacht. Das Konzert ist vorbei. Es ist immer noch warm. Die Leute strömen gut gelaunt aus dem Amphitheater. Ich habe noch eine Aufgabe zu lösen: Wie komme ich nun wieder ins 50 km entfernte Hotel in Amman? Ich hab spekuliert, dass es sicher ein paar Busse hat, die eine Rückfahrt anbieten. Ich schau mich mal um und entdecke einen Sammelort. Die Busse sind – natürlich – nicht angeschrieben. Ich frag mich von Chauffeur zu Chauffeur durch. Schliesslich nickt einer; ja, er würde mich mitnehmen. Aber erfährt erst über Zarqa. Der Umweg wird mich wohl eine halbe Stunde kosten. Das wäre nicht so schlimm, aber der Umweg lautet ‚Zarqa‘! Da leuchten alle meine Alarmlampen auf. Dort sind doch die Flüchtlingscamps. Vor dieser unsicheren Gegend wurde ich schon gewarnt. Ich schaue in den Bus: alles friedliche Gesichter ... Ich steige ein – und tauche unversehens in eine neue Welt ein. Eine herzliche Stimmung erfüllt den Bus. Es wird gescherzt und gelacht. Kleine Kinder schlafen auf den Schössen ihrer Väter. Ein circa 25 jähriger Elektro-Ingenieur bekommt von der Gruppe den Auftrag, seine Englischkenntnisse zu nutzen, um den *Adschnabi*, den Ausländer, an der Gemeinschaft teilhaben zu lassen. Ich verstehe das Arabisch dieser guten Leute tatsächlich nicht. Es ist irakisches Arabisch. „Es kommt schon vor, dass auch Jordanier unseren Dialekt nicht

²⁵ Übrigens: wieso kennen die denn alle diesen Jeff Gutt? Ich google und finde heraus, dass er in Amerika bei einer Talentsuche-Show entdeckt wurde. Da sang er unter anderem das Cohen-Cover. Mein persönliches Aha-Erlebnis: Diese jordanischen Teenies sind besser über die *American Celebrities* informiert als ich.

verstehen“, klärt mich Wisam, mein Übersetzer, auf. „Wir kommen aus Mossul und sind alles Christen.“ Hab’s mir gedacht. Denn die Frauen sind nicht verschleiert. Sie flohen vor einem Jahr vor Daesh. Sie haben es nicht wie die Syrer gemacht, die nach Europa durchmarschiert sind. Sie übergaben sich der Obhut der UNHCR. Die haben ihre Papiere erfasst und versuchen, ihnen eine neue Heimat zu vermitteln. Jordanien wird es nicht sein. Die sind schon überfüllt. Sie können nicht wünschen, wohin sie zugeteilt werden. Hier warten sie einfach. Sie dürfen nicht arbeiten. Sie schlagen ihre Zeit tot. Die katholische Kirche hat sie aufgenommen und ihnen auch diesen Ausflug nach Dscherasch ermöglicht. Tatsächlich fällt mir erst jetzt ein Mann auf, auf dessen T-Shirt-Rücken CARITAS steht. Der Bus hält in einem ziemlich schäbigen Quartier. Ich werde zum Essen eingeladen. Um 1 Uhr morgens! Ich lehne dankend ab, versichere aber, in drei Tagen vorbeizuschauen. Damit sind sie einverstanden: „You’re welcome any time!“ Ein Gedanke aus dem Gespräch verfolgt mich bei meiner Weiterfahrt: „Wir sind Christen. Wir können uns einfacher im christlichen Abendland integrieren. Wir haben die Hoffnung, dass unsere Geschwister uns aufnehmen.“

Islamische Apologetik, youtube und Patent Ochsner

Am zweiten Tag von *Eid al-Adha* liegt auch keine aktuelle Tageszeitung auf. Es stimmt also, dass die Presse mitfeiert. Was geht denn wohl in dieser Stadt noch? Ich frage den Réceptionisten: „Sind die Malls geöffnet?“ Er lächelt: „In diesen Tagen kannst du ja nichts anderes machen als shoppen. Die Malls sind ganz sicher geöffnet!“ Ich kann mich also noch mit Toblerone eindecken und bin gerüstet für meine anstehenden Besuche in einer jordanischen Familie und in einem Flüchtlingsheim.

Die Familie hat vier Kinder, die auch schon zwischen 25 und 35 Jahren sein dürften. Die Mutter stand sieben Stunden in der Küche, um einen Berg von gefüllten Weinblättern zu formen. Gegessen wird ziemlich zackig. Da ich nicht nachkomme, stehe ich unter dem Verdacht, das Essen nicht zu mögen. Um ihre Sorge zu entkräften, fisch ich mir noch ein paar Reisbällchen, obwohl ich definitiv keinen Hunger mehr habe. Das Gespräch ist wiederum sehr offen. Wir reden über Gott und die Welt – und mit Gott meine ich ‚Allah‘. Auch in dieser Familie wird Jesus akzeptiert als Prophet, der Blinde geheilt hat und so weiter. Aber die Krönung ist halt schon der Prophet Mohammed. Ich bekomme ein paar ihrer religiösen Vorbilder gezeigt – auf *youtube*.²⁶ Diese sind modern gekleidet und ihre bevorzugte Lehrform ist die Fragestunde, wobei eine Frage aus dem Publikum in ein halbstündiges Referat münden kann. Zwei Themen scheinen die jungen Leute besonders zu interessieren: Polygynie (siehe Fussnote 20) und Homosexualität. Ersteres wird verteidigt, letzteres abgelehnt. Es wird mit Koranstellen und Psycho-Logik argumentiert. Polygynie ist natürlich, Homosexualität nicht.

Wenn wir schon in *youtube* rumsurfen, stellen wir uns gegenseitig unsere Musik-Favoriten vor. Die libanesische Sängerin Fairuz scheint eine Heilige zu sein. Jung und alt lieben sie. Auch in dieser Familie wird sie von allen hochgeachtet. Mir bleibt der Zugang verwehrt, sie wirkt auf mich wie Nana Mouskouri: statische Bühnenpräsenz und sehr chanson-lastig. Fairuz ist auch nicht viel jünger. Und aktuelle Musik? Die kommt aus dem Westen.

Nun soll ich etwas typisch Schweizerisches abspielen. Hmm ... So richtig weltberühmt ist ja nur der DJ Bobo ... Oder soll ich etwas aus dem Volksmusik- und Schlagerbereich wählen? Ich entscheide mich für etwas schwungvolles und tippe im *youtube* -Suchfeld ‚Patent Ochsner‘ ein. Meine jordanischen Zuhörer finden’s – na ja – interessant.

²⁶ Es finden sich mehrere Beiträge von Ahmad Didat, Yusuf Estez und anderen auf *youtube*.

Irgendwann landen wir bei der Politik. Sie wissen, dass es in der Schweiz nicht nur Berge und gute Schokolade, sondern immer Frieden gibt. Das ist eine bemerkenswerte Tatsache, denn im Nahen Osten ist dies ein knappes Gut. Sie selber sind keine ‚stolzen Araber‘. Mit Saddam Hussein und Baschar al-Assad hatten sie nicht so Mühe. Diese Volksführer hatten ihr Land im Griff, bis die Amerikaner nur wegen des Öls die Regierungen destabilisierten. Sie waren Opfer. Genau so lässt es auch Assad verlauten, der wieder im Aufwind ist und alle Schuld am langjährigen Desaster in seinem Land von sich weist. Unangenehm ist ihnen die Bruderschaft mit Saudi-Arabien und den Golfstaaten. Die sind arrogant – und sie nehmen keine Flüchtlinge auf. Trotzdem versucht der König Abdullah II auch in diese Richtung versöhnliche Politik zu betreiben. Etwa in jeder zweiten Ausgabe meiner Tageszeitung wird wieder so ein Kontakt gemeldet, sei es, um zu kondolieren wegen der Toten während der Hadsch-Feierlichkeiten, sei es, um eine gemeinsame Strategie in Sachen Jerusalem zu finden, oder schlicht und ergreifend, um irgendeinem der Prinzen zum Geburtstag zu gratulieren. Das alles wird in der Tagespresse eifrig weitererzählt. Die Töchter meiner Gastgeber studieren. Mit grosser Wahrscheinlichkeit werden sie aber keine entsprechende Stelle finden. Die jüngere Schwester jobbt bereits als Sachbearbeiterin, um sich das Studium zu finanzieren, welches rund zehnmals teurer ist als in der Schweiz. Deshalb besucht sie Ende Semester jeweils ihre Onkel und zeigt ihnen ihre Zeugnisse. Dann bekommt sie meistens ein bisschen Geld. Es ist drei Uhr morgens. Ich lehne dankend und hartnäckig das Angebot ab, bei der Familie zu übernachten. Am nächsten Tag möchte ich Flüchtlinge in Zarqa besuchen. Die Tochter ist entsetzt. Das sei eine üble Gegend. Doch als ich die Adresse zeige, gibt sie Entwarnung. „Das ist ein christliches Quartier. Dort ist es friedlich.“ Der Sohn wird mich morgen beim Hotel abholen und dorthin chauffieren. Keine Widerrede!

Vertrieben, zwischengeparkt, vergessen

Wir fahren also durch die engen, belebten und dreckigen Strassen von Zarqa. Ich hab keine Ahnung, wie man sich hier orientieren kann. Auch mein Fahrer hat seine Mühe. Aber man kann sich ja durchfragen. Und so stehen wir also vor einer Kirche resp. vor der Umzäunung und der geschlossenen Tür. Wir gehen den Zaun entlang; erst im versteckteren hinteren Teil ist eine Türe nur angelehnt. Wir betreten den Hof. Keine Menschenseele zu sehen. Wir klopfen an die Kirchentüre. Nichts. Wir klopfen am Hintereingang ... endlich tauchen zwei Handwerker im Türrahmen auf. „Wo die irakischen Flüchtlinge wohnen? Schaut doch mal im Nebengebäude.“ Das Gemeindehaus sieht verlassen aus. Wir poltern an die Türe. Sie öffnet sich, ein halbes Dutzend Gesichter taucht im Halbdunkel des Inneren auf. Neugierig. Freundlich. Sie bitten uns herein und führen uns in einen Raum mit einem Tisch für rund zwanzig Personen. Rundherum notdürftig eingerichtete Zellen, aus denen sich nach und nach alle Bewohner dazugesellen. Vom Baby über Primarschüler und Teenager bis hin zum grauhaarigen *duktur* – wie sie ihn respektvoll nennen – ist jedes Alter vertreten. Es sind vor allem Familien mit Amputationen. Hier fehlt der Vater, dort die Söhne. Sie kamen mit der zweiten Welle. Die meisten irakischen Flüchtlinge verliessen ihr Land in den Jahren 2001 bis 2003, als Amerika mit einer „Koalition der Willigen“ sich daran machte, Saddam Hussein zu erledigen. Die zweite Welle wurde vor gut eineinhalb Jahren von Daesh ausgelöst. Es sind vor allem Christen, die enteignet und mit einer speziellen non-muslim-tax in den Ruin getrieben wurden, bis sie mit nichts als ihren Kleidern auf dem Leib loszogen. Sie liessen sich nach dem Grenzübertritt von der UN registrieren und warten seither vergeblich auf die Zuweisung einer neuen Heimat. Drei der grösseren Kinder dürfen die Schule besuchen. Alle anderen drehen Däumchen. „Was macht ihr

denn den ganzen Tag?“ – „Mit den Kinder spielen, Facebook und *youtube*.“ Sie sind mit ihren Freunden übers Netz verbunden. Diese sind entweder in die Türkei oder nach Libanon geflohen.

Ihre Haltung zum Islam ist wenig versöhnlich. Nicht dass sie ihn bekämpfen, aber sie sind enttäuscht. Sie haben ihre Erfahrung in Mossul gemacht. Als der Druck auf die Christen zunahm und sie – wie die Juden damals im Dritten Reich – ihre Häuser kennzeichnen mussten²⁷, distanzieren sich ihre muslimischen Freunde und Nachbarn von ihnen. Bei diesem Verhalten war sicher eine gehörige Portion Angst vor Daesh schuld. Aber die Erfahrung war trotzdem bitter: die Muslime halten zusammen, lassen sich radikalisieren. „Sie liessen uns einfach so fallen. Unter Saddam Hussein ging es uns gut. Er akzeptierte die Christen.“

Drei Trümpfe haben sie noch im Ärmel. Den ersten spielen sie in dieser ‚Zeit zwischen den Zeiten‘ aus. Es ist ihr Zusammenhalt. Sie kochen und essen gemeinsam. Sie sind füreinander da. Sie hören geduldig zu, wenn die rund fünfzigjährige Frau, die ihre ganze Familie verloren hat, lautstark mit ihrem Schicksal hadert. Wie oft hat sie das wohl schon in den eineinhalb Jahren getan? Sie kannten sich vorher noch nicht. Sie wurden zufällig hier zusammen gesteckt. Immerhin: Jordanien schaut, dass Iraker unter sich bleiben können.²⁸ Wenn ich mir diese Gemeinschaft anschau und während des Essens erlebe, überzeugt mich diese Strategie. Hier wird unbekümmert drauflos geschwätzt, immer wieder auch gelacht. Ein Stück Heimat im Niemandsland, in einem ärmlichen Gebäude, das von aussen aussieht wie eine Fabrik, die ihre guten Tage hinter sich hat und nur noch auf den Abriss wartet. Dieses Gebäude wird nicht abgerissen, im Gegenteil. Die Kirchgemeinde hat jetzt wieder Eigenbedarf angemeldet. In drei Monaten müssen die Iraker ihre Unterkunft räumen. Sie wissen nicht, ob die UN oder CARITAS eine Alternative für sie bereit halten. Sie fühlen sich wie Vergessene.

Zwei Trümpfe halten sie für die neue Heimat in der Hand. Die Erwachsenen sind gut ausgebildet: am Tisch sitzen ein Arzt, ein Elektro-Ingenieur und eine Kulturingenieurin. Letzterer fehlen noch zwei Semester bis zum Master-Abschluss, da sie fliehen musste. Nicht nur in Jordanien, sondern auch im Irak schlagen Christen gerne eine akademische Laufbahn ein. Sie hätten also etwas anzubieten in der neuen Heimat. So ihre Hoffnung ... Zudem hätten sie keine Probleme, sich in einer Gesellschaft zu integrieren, die auf christlichen Werten fusst. Das ist ja auch ihre Basis. Ein junger Familienvater spricht die Frage aus, die im Raum steht: „Warum nehmt ihr Muslime auf – und wir müssen hier bleiben?“

Darauf könnte ich ein paar korrekte Antworten geben. Dass die westliche Welt versucht, nicht mehr dieses Gegeneinanderausspielen der Religionen zu leben, dass wir nicht an die Aufteilung der Menschen glauben, sondern an Ko-Existenz und Toleranz. Ich erspare ihnen die Belehrung. Eine Einführung ins westliche Gut-Menschentum dient der Verzweiflung dieses Mannes nicht. Er hat eine Frau und zwei kleine Kinder – und keine Möglichkeit, für sie zu sorgen. Ich erzähle ihm vom Umdenken in Deutschland, der neu entdeckten Willkommenskultur, die nicht nur von den Politikern beschworen, sondern

²⁷ Kennzeichnung mit dem arabischen Buchstabe N, der Anfangsbuchstabe für Nasri, was Christ bedeutet. Man hätte ja erwarten können, dass sie analog zum Judenstern das offensichtlichste christliche Symbol, nämlich das Kreuz, aufmalen sollten. Aber das Kreuz scheint den Islamisten ein spezielles Ärgernis zu sein. Es ist auch das erste, was entfernt wird, wenn Daesh eine Stadt erobert: die Kreuze auf den Kirchtürmen.

²⁸ In Deutschland und der Schweiz wird ja eine Vermischung der Ethnien praktiziert. Darin liegt die Hoffnung begründet, dass die Asylsuchenden bereits in den Auffangstationen und ersten Unterbringungen die ‚westliche Toleranzkultur‘ kennen lernen und einüben können. So der O-Ton eines deutschen Politikers nach der Massenschlägerei in einem Asylzentrum zwischen Albanern und Pakistanern am 25. September 2015

von der Bevölkerung gelebt wird. Ich erzähle von Angela Merkels *Wir schaffen das!* und insgeheim hoffe ich, dass die unweigerliche Gegenbewegung nicht zu schnell und nicht zu stark kommen wird.

Das Essen wird aufgetischt. Es hat für alle, aber es hat nicht für alle Fleisch und Sauce. Ich setze auf die Karte Vegetarier, damit die drei Pouletflügel nicht auf meinem Teller landen. Ihre Gesichter sprechen eine klare Sprache: „Dieser *Adschnabi* ist schon ein bisschen komisch!“ Aber sie akzeptieren meine Macke und türmen dafür umso mehr Reis, Erbsen, Auberginen, Karotten und Zucchini auf meinen Teller. Der Elektro-Ingenieur amüsiert sich köstlich, während er meine vergeblichen Abwehrversuche beobachtet. Und er mutmasst: „Bei euch wird man nicht zum Essen gezwungen?“ Bei ihnen – seien es Muslime oder Christen - gälte: „Der Gast isst mehr als der Gastgeber!“ Zum Abschied gehört, dass wir uns per *social media* verknüpfen. Zudem erhalte ich noch ein paar Links zu *youtube*-Filmen, die die Not der irakischen Christen deutlich aufzeigen.²⁹

Ganz Jordanien eine Fan-Community

Am 28. September hielt König Abdullah II eine Rede an der UNO-Vollversammlung in New York. Die heutigen Zeitungen sind voll von diesem Ereignis. Die ganze Rede - eigentlich ist eine Predigt - ist in voller Länge abgedruckt. Auf der ersten Seite erscheint ein grosses Bild des Königs während der Rede. Auf den folgenden Seiten sehen wir ihn bei seinem Gesprächsmarathon. Er traf sich zum Sofa-Gespräch mit dem britischen Premier David Cameron, dann mit dem amerikanischen Aussenminister John Kerry, anschliessend mit dem italienischen Premierminister Matteo Renzi, dem äthiopischen Ministerpräsidenten Hailemariam Desalegn, dem niederländischen König Willem-Alexander, dem nigerianischen Präsidenten Muhammadu Buhari, dem ägyptischen Präsidenten Abdel Fattah al-Sisi, dem somalischen Präsidenten Hassan Sheikh Mohamud, dem japanischen Ministerpräsidenten Shinz Abe und dem irakischen Ministerpräsidenten Haider Al-Abadi. Jedes dieser Gespräch wird mit einem Foto dokumentiert. Zudem erfahren wir, worüber der König mit jedem einzelnen seiner weltweiten Freunde spricht.

Auch am Folgetag berichten die Zeitungen ausführlich über die UN-Vollversammlung, sprich: die Auftritte von HRH³⁰. Mehrere Kolumnisten analysieren und bewerten die Rede des Königs. Die wohlwollenden Kritiken bestehen vor allem aus Zitaten aus der Rede.

Durch die ganze Berichterstattung hindurch ist ein Stolz über diesen König zu spüren. Er ist einer von uns, er kann bestehen auf der grossen Bühne der Weltpolitik, er hält die Türe zur Welt offen, er bezieht klar Stellung, kurz: er macht gute Figur. Und er vernetzt sich – und somit uns – mit der Welt, die eine arabische und islamische ist, und noch viel mehr ...

Ich gestehe: mich hat der König-Abdullah-II-Virus auch erwischt. Ich bin ziemlich begeistert, wie er dieses Land im Frieden hält. In der Hoffnung, dass der Virus überspringt, schliesse ich meinen Reise-Bericht mit Auszügen aus seiner englisch-vorgetragenen Rede, die ein Sieben-Punkte-Programm zur Förderung des weltweiten Friedens vorstellt³¹:

²⁹ Wer da reinschauen möchte, gibt am besten im *youtube*-Suchfeld die Stichworte *Open Doors for Iraqi Christians* ein. Nichts für schwache Nerven.

³⁰ His Royal Highness

³¹ Zusammengefasst und ins Deutsche übersetzt: 1 Rückbesinnung auf den gemeinsamen Geist unseres je eigenen Glaubens / 2 sich nicht von Angst und Wut bestimmen lassen / 3 der Glaube soll unseren Alltag durchdringen / 4 in den Medien soll die gemässigte Stimme Raum

Einstieg

„In the name of God, most Compassionate, most Merciful. Mr President, Mr Secretary General, Your Excellencies. Thank you. It is an honour to stand before this distinguished General Assembly. I am here representing Jordan, and as a God-fearing, God-loving human being. I am here as a father who wants his children, like yours, to live in a compassionate and more peaceful world.“

Im Namen Gottes, des Meistmitfühlenden und Allernädigsten. Herr Präsident, Herr Generalsekretär, Ihre Exzellenzen. Ich danke Ihnen. Es ist eine Ehre vor dieser auserwählten Vollversammlung zu stehen. Ich repräsentiere Jordanien und ein Gott-Ehrfürchtendes, Gott-Liebendes menschliches Wesen. Ich bin hier als ein Vater, der will, dass seine Kinder – wie die Ihren – in einer mitfühlenden und friedlicheren Welt leben.

Über die Outlaws des Islam

„When we examine the motives of these outlaws, the khawarej, we find hunger for power and control: of people, of money, of land. They use religion as a mask. Is there a worse crime than twisting God’s word to promote your own interests?

Wenn wir die Motive dieser Gesetzesbrecher, der kharawej, näher anschauen, finden wir Hunger nach Macht und Kontrolle über Menschen, Geld und Landbesitz. Sie brauchen die Religion als eine Tarnung. Gibt es ein schlimmeres Verbrechen, als dass man Gottes Wort verdreht, um eigene Interessen zu verbreiten?

... und unsere Antwort

*„I’ve called this crisis a third world war and I believe we must respond with equal intensity. That means global collective action on all fronts. But make no mistake: the more important war is the one we wage on the battlegrounds of the heart, soul and mind. And in this fight, all countries, all people, must come together. ... Let us act upon our beliefs. And here, I mean more than praying, fasting or giving alms. I mean integrating our values into every part of our daily lives, every hour of every day. **By loving our neighbour, showing respect to those different from us, being kind to our own children, each one of us can do something to reflect the spirit of our creator.“***

*Ich habe diese Krise als „Dritter Weltkrieg“ bezeichnet. Ich glaube, wir müssen mit der gleichen Intensität antworten. Das bedeutet: weltweite gemeinsame Bemühungen an allen Fronten. Aber obacht: der wichtigere Krieg ist derjenige, den wir auf den Schlachtfeldern des Herzens, der Seele und des Verstandes führen. In diesem Kampf müssen alle Länder und Völker zusammen stehen. ... Lasst uns aufgrund unserer Glaubensüberzeugungen handeln. Damit meine ich mehr als Beten, Fasten oder Spenden. Ich denke an die Implementierung unserer Werte in jeden Teil unseres täglichen Lebens, jede Stunde von jedem Tag. **Indem wir unsere Nächsten lieben, indem wir denjenigen, die anders sind als wir, Respekt erweisen, indem wir zu unseren eigenen Kindern freundlich sind, kann jeder von uns etwas tun, um den Geist unseres Schöpfers zu spiegeln.***

Die Zukunft, die wir anstreben

„Together we can and must create the future our people need: a safer, stronger world of coexistence, inclusion, shared prosperity and peace.“

einnehmen / 5 Glaubensvergifter entlarven / 6 Intoleranz nicht tolerieren / 7 durch weltweite Vernetzung ein Kollektivbewusstsein schaffen und gemeinsame Sache machen

Zusammen können und müssen wir die Zukunft erschaffen, die unser Volk braucht: eine sicherere, stärkere Welt des Zusammenlebens, des Einbezugs, des geteilten Wohlstands und Friedens.